Die Zukunft.

Berlin, den 13. Oktober 1900.

Deutsche Religion?

Der Gedanke einer deutschen Nationalkirche ist im neunzehnten Jahrhundert oft aufgetaucht in Verbindung mit separatistischen Bewegungen unter den deutschen Katholiken. Zuerst in den zwanziger und dreißiger Jahren bei Geistlichen wessenbergischer Richtung in Baden und in Schlesien, die den Cölibat und die lateinische Kirchensprache abschaffen wollten. Dann in den vierziger Jahren bei den Deutschkatholiken. Endlich, als der Kulturkampf in Verbindung mit der Protestbewegung gegen das Vatikanische Konzil die Annäherung eines erheblichen Theils der Katholiken an die Protestanten zu versprechen schien. Dann hat der Gedanke eine neue Form angenommen. Der Friedensschluß Bismarcks mit der Kurie vermochte weder die kirchlichen noch die nationalen Gegner der „Römlinge“ zu versöhnen, und da Richard Wagner die Götter der Edda zu neuem Leben auf der Bühne wieder erweckt hatte, bemächtigten sich ihrer die Romfeinde in der Hoffnung, mit ihnen weiter zu kommen als mit dem „reinen Evangelium“. Der gleichzeitig tobende Antisemitismus begeisterte zu ethnologischen Studien; man bewies, daß die Arier nicht vom Dache der Welt herabgestiegen, sondern im Eise des europäischen Nordens zur edelsten Rasse der Menschheit gezüchtet worden seien und daß ihnen alles Asiatische nur Verderben gebracht habe; besonders wurde das Alte Testament für ein grundschlechtes, durch und durch unsittliches, dem germanischen Geist widersprechendes Buch erklärt. In Beziehung auf das Neue Testament spalteten sich die Meinungen; während es die Einen dadurch zu retten suchten, daß sie Jesu arische Abstammung nachwiesen, begründeten die Anderen Nietzsches Verdammungurtheil über die „Sklavenmoral“ mit Jubel. Alle diese Richtungen und Strebungen flossen, gehoben durch die Expansionversuche des etwas zu klein gerathenen neuen Reiches, zu einer alldeutschen Bewegung zusammen; und wie hundert Jahre vorher die Reaktion gegen das

in Weimar gepredigte klassische Heidenthum viele bedeutende Geister ins Mittelalter und in die alte Kirche zurückgeführt hatte, so führte jetzt die Opposition gegen Judenthum und römisches Christenthum ins germanische Heidenthum zurück. Im Deutschen Reich sah sich die Bewegung auf das literarische Gebiet und auf enge Kreise beschränkt, in Oesterreich aber, wo es der katholische Klerus mit dem Slaventhum hält, gewann sie politische Bedeutung, indem die Erneuerung alter Vorstellungen durch neu-alte Wortgebilde ein Band um die „Völkischen" schlang, das durch engeren Zusammenschluß der Brüder und schroffe Absonderung von den übrigen Parteien ihren Bund stärkte. Wenn sie mit der Los-von-Rom-Bewegung vorläufig nur bis in den Protestantismus oder Altkatholizismus gelangen, so betrachten sie Das als einen Nothbehelf, zu dem sie greifen müssen, da ihre arische oder germanische Religion noch nicht so weit fertig ist, daß sie gepredigt werden könnte.

Historisch gebildete Männer haben sich von solchen Versuchen niemals viel versprochen. Neue Religionen werden nicht in Berathungzimmern gemacht. Die Naturreligionen sind allmählich geworden und Dichter und Künstler haben den Göttern ihre faßbaren Gestalten verliehen. Die drei missionirenden Weltreligionen sind Schöpfungen der drei größten religiösen Genies der Menschheit; mit dieser Wendung will ich keineswegs den allergrößten und wahrhaft göttlichen Menschen zum Genossen von Buddha und Mohammed herabdrücken. Alle Drei haben in den Völkern ihrer Zeiten die Elemente ihrer Religion vorgefunden, aber ohne ihren Schöpfergeist würde der Stoff nicht zum weltbewegenden Gebilde zusammengeronnen sein. Luther und Zwingli haben bekanntlich nicht daran gedacht, eine neue Kirche oder gar eine neue Religion stiften zu wollen. Ueber den Unrath, den der trübe Strom des Völkerlebens aufgehäuft hatte und worin der Geist des Evangeliums zu ersticken drohte, hatte man seit Jahrhunderten geklagt. Die Zeitumstände brachten es mit sich, daß ein paar kräftige Schläge auf die mit dem Kirchenorganismus verwachsene Schmutzrinde stellenweise den Einsturz des alten Gebäudes zur Folge hatte, und die beiden Männer entzogen sich der Pflicht nicht, den nun unvermeidlich gewordenen Neubau zu unternehmen. Sie sahen darin nur eine Restaurirung und setzten voraus, daß nach dem selben Plane weiter gearbeitet werden und nach und nach die ganze Kirche in der von ihnen angenommenen ursprünglichen Reinheit und Schönheit wiedererstehen werde. Die Spaltung wollten sie nicht. Calvin ward in dem gährenden Genf, wohin er zufällig auf der Reise nach Basel gekommen war — er gedachte da nur zu übernachten —, halb mit Gewalt festgehalten und gezwungen, der Stadt eine theokratische bürgerliche Ordnung zu geben, von der er nicht ahnte, daß sie für die Neuordnung ganzer Länder vorbildlich werden werde. Andere religiöse Genies, wie Franz von Assisi, Loyola, John Wesley, haben kirchliche

Orden oder Sekten gestiftet, in denen ihr Geist bis auf den heutigen Tag fortlebt. Wenn in unserer Zeit politisirende Herren, die nicht nur keine religiöse Genies sind, sondern die keine Spur von religiösem Bedürfniß empfinden, beim Frühschoppen oder in der Klubberathung auf den Gedanken verfallen, für ihre politischen Zwecke eine religiöse Bewegung in Gang zu bringen, so lächelt der Kundige über das Kinderspiel.

Da nun aber die Leute, die über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums Klage führen, eben so zahlreich sind wie die anderen, die gar kein Christenthum wollen, da es auch nicht wahrscheinlich ist, daß sich die bestehenden Kirchen dem Alles beherrschenden Gesetze der Verknöcherung entziehen können, so verdient diese Richtung wenigstens geprüft zu werden und drängt sich die Frage auf, ob sich in ihr die Aussicht auf ein greifbares Ziel eröffne. Die Untersuchung hat damit zu beginnen, daß man zwei Dinge auseinander hält, die in den kirchenpolitischen Kämpfen ineinander zu fließen pflegen: Staatskirche und Nationalreligion oder Rassenreligion. Leute, bei denen das politische Interesse überwiegt, namentlich Bureaukraten, haben natürlich eine Vorliebe für die Staatskirche; und so oft die Gelegenheit günstig erscheint, steuern sie offen oder heimlich diesem Ziele zu. Was ihnen dabei vorschwebt, ist natürlich nicht die orientalische Theokratie, deren Gedanke nur von Zeit zu Zeit in einem hochstehenden Romantiker wieder auflebt, sondern der antike Staatsgedanke. Dieser führt aber im Kirchlichen eben so oft in die Irre wie auf den meisten anderen Gebieten. Man vergißt immer, daß der athenische, der römische Stadtstaat etwas vom heutigen Großstaat Grundverschiedenes gewesen ist; Kleinheit des Gebiets und Gleichartigkeit der Bürger haben zu jenes Wesen gehört: Gleichartigkeit nicht allein in der Abstammung, sondern im Recht, in der sozialen Stellung, im Vermögen, in der Bildung, in der Welt- und Lebensansicht. Mit der beginnenden Differenzirung geht dieser Staat in die Brüche und namentlich auch sein Kirchenwesen. Die Staatsgötter sind verschiedene Personifizirungen des Staatsgeistes und der Staatsgeist ist der Bürgergeist. Die Sklaven dürfen wohl am Staatskult theilnehmen, aber sie behalten ihre eigenen Götter, die sie aus der Fremde mitgebracht haben, und Winkelkulte, bei denen sich ein Bischen Verschwörung treiben ließ, übten im römischen Reich große Anziehungskraft auf sie aus; was das Christenthum bei den Sklaven so beliebt machte, war auch der Umstand, daß Christus kein Staatsgott war. Den unterjochten Völkern mußten die Römer ihre Götter lassen, und wenn sie auch überall die Städte mit den Tempeln und Bildsäulen ihres helleniſirten Götterſenats schmückten: Reichsgötter wurden dadurch ihr Jupiter und ihre Juno nicht; der einzige Reichsgott war der Kaiser. In unserer Zeit muß jeder Versuch, eine Staatskirche aufzurichten, an der ungeheuren Größe und starken Differenzirung der

Bürgerschaft scheitern. Eine religiös lebendige Staatskirche nämlich; denn Staatskirchen als Institution haben wir ja allerdings: die Established Church of England, die lutherischen Staatskirchen der Skandinaven, die evangelisch-lutherische Kirche Preußens, die braunschweigische, die sächsische Staatskirche u. s. w. Aber Das sind privilegirte und bureaukratisch verwaltete Körperschaften, aus denen nicht nur der religiöse, sondern jeder Geist entflohen ist. Besonders deutlich tritt Das in England hervor, wo Alles, was sich religiös erregt fühlt, zu den Dissenters flüchtet. Die deutschen Staatskirchen erscheinen weniger erstorben, aber die vielen leeren Plätze in den schönen neuen berliner Kirchen und in mancher alten pommerschen künden den Tod doch deutlich genug an. Nicht etwa den Geistlichen spreche ich den Geist ab; giebt es doch außer den Universitätprofessoren keinen Stand, in dem so viel gedacht, geforscht, wissenschaftlich geredet und geschrieben würde wie in dem der evangelischen Geistlichen Deutschlands. Doch mit ihrem Staatskirchenthum hat diese private geistige Regsamkeit nichts zu schaffen, und wenn sie nicht öfter, als es so schon geschieht, den Forschenden in Konflikte mit den Kirchengewaltigen verwickelt, so ist Das dem Umstande zu danken, daß diese Theologen nur für einander schreiben; ans Volk wenden sie sich nicht mit ihren eigenthümlichen theologischen Ansichten, sondern nur, so oft sie gegen Rom oder gegen die Sozialdemokraten polemisiren oder wenn sie — hierin allerdings willige Werkzeuge des Staates — den irdischen König predigen statt des himmlischen.

Besonders der soziale Gegensatz ist es, der in unserer Zeit eine lebendige Staatskirche unmöglich macht. Die herrschenden Reichen haben andere Götter als die dienenden Armen. Wenn man die Seelen der armen Weiblein und der Männer mit den von Arbeit und Sorgen gefurchten Gesichtern, die in katholischen Kirchen vor Gnadenbildern auf dem Pflaster liegen, analysiren könnte, so würde man in ihrer tiefsten Tiefe den Gedanken finden: „Mir ist doch das bessere Loos zugefallen, denn nach kurzem Erdenelend werde ich in Abrahams Schoß Erquickung finden, während alle die glänzenden Herren, die mich gepeinigt, getreten, kujonirt und verachtet haben, mit dem reichen Manne in der Hölle braten werden.“ In diesem Gedanken liegt die Kraft der Volksreligion, die daher niemals Staatsreligion sein kann. So oft die katholische Kirche sich mit dem Staate verbündet hat oder selbst Staat geworden ist, haben sich die Massen von ihr abgewandt. Sie fielen im Mittelalter jeder neuen Ketzerei zu, und wäre nicht der Heilige Franziskus gekommen, der die Massen durch sein Leben überzeugte, daß man bettelarm und doch orthodox sein könne, so hätte die Herrlichkeit des Papstthums wahrscheinlich schon im dreizehnten Jahrhundert ein Ende genommen. Und so oft das Papstthum mit der weltlichen Macht in Streit gerieth oder die Kle-

risei beraubt, gedrückt und verfolgt wurde, sah man die Massen wieder eifrig katholisch werden. Wenn heute die Los-von-Rom-Bewegung einige Erfolge haben sollte, würden sie der dicken Freundschaft zu danken sein, die augenblicklich den österreichischen Klerus mit den Staatsbehörden verbindet. Der Religionhaß der deutschen Sozialdemokraten ist die nothwendige Folge des Umstandes, daß bei uns nicht, wie in England, neben der Staatskirche ein reich entwickeltes Sektenwesen wuchert, bei dem die protestantischen Arbeiter Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses suchen könnten; einen Pastor, der ihnen den König und den Staat, den Grubendirektor und den Aktionär predigt, können sie nicht brauchen. Vergeblich hat bisher der Staat unglaubliche Mühe verschwendet, sich geliebt zu machen; nur Liebe vermag Gegenliebe zu erwecken und die Arbeiter wissen recht gut, daß die Zwangsversicherung und der Arbeiterschutz nicht aus Liebe, sondern aus Furcht und Nothwendigkeit geflossen sind. Hat sich vielleicht hie und da Etwas von freundlicher Gesinnung für den Staat in den Arbeiterherzen geregt, so genügte die wunderliche Weisheit, mit der seine Strafrichter und Polizeibeamten ihn unterstützen, die schwachen Keime zu töten. Ja, auch die Besitzenden und die Beamten, die eigentlich selber der Staat sind, schätzen ihn zwar des Vortheils wegen, den sie von ihm ziehen, sehr hoch und sind bereit, ihn mit ihrem Leben zu vertheidigen; aber daß sie ihn liebten, wie die Braut den Bräutigam, um seiner Schönheit und Süßigkeit willen, werden sie kaum behaupten; und ein Gottesdienst, worin ihnen allsonntäglich die Herrlichkeiten des Staates verkündet würden, wäre kaum geeignet, sie zu locken und zu erquicken. Religion gehört eben zu den Dingen, die, wie Kunst und Wissenschaft, Bäder und Sport, Liebe und Wein, der Erquickung wegen begehrt werden. Wie im Theater und Konzert daher, wie in der Bildergalerie und auf den Alpen, wie beim Liebchen und bei einem guten Glase Wein, will man auch in der Kirche an Gesetzesparagraphen und an ihre Vollstrecker nicht erinnert werden, ja, man geht gerade in die Kirche, um alle diese unangenehmen Dinge und Personen zu vergessen. Wenn wir nach etlichen tausend Jahren den Vernunftstaat Kants, Fichtes und Hegels haben werden, der, ins grob Proletarische übersetzt, heute der sozialdemokratische Zukunftstaat heißt, dann werden wir keine andere Religion mehr haben als die Staatsreligion und unser Kult wird im vollsten Sinne des Wortes Staatskult, der Staat wird der einzige Gegenstand unserer Anbetung sein. Denn der Staat ist dann — Das heißt: wir selbst sind dann — unser einziger Gott; wir gestalten dann selbst unser Schicksal und beseligen uns. Oder wenn wir uns noch so viel Geschmack bewahrt haben, uns nicht selbst anzubeten, werden wir gar keine Religion haben; das irdische Leben wird ein durchsichtiges und verständliches Produkt unserer eigenen Klugheit sein und darüber hinaus werden wir nichts

fragen und nichts begehren; es müßte denn sein, daß uns der Tod, den abzuschaffen uns wohl kaum gelingen wird, noch an jenseitige Mächte erinnerte und daß noch einige tiefere Seelen übrig geblieben wären, die, nicht völlig befriedigt durch unsere absolut vollkommenen Heiz-, Koch-, Ventilation-, Desinfizirung-, Immunisirung-, Sterilisirung- und Verkehrseinrichtungen, das augustinische inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te empfänden. Also ein utopischer Staat, der die Kirche ersetzte, ist wohl denkbar, nicht aber eine Staatskirche, mit der die Gesammtheit des Volkes zufrieden wäre. Der Staat fährt deshalb viel besser, wenn er die Kirchen und Sekten gewähren läßt, als wenn er selbst „in Religion manscht“ und die Kirche zu einem Bestandtheil seiner Maschinerie zu erniedrigen sucht. Haben die Leute einen Zufluchtort, wohin er sie mit seinen Wohlthaten nicht verfolgt und wo sie ihn auf ein paar Stündchen vollständig vergessen können, so lassen sie sich dann sein Joch eher wieder gefallen, wie ihre Berufsplackerei, den bösen Mann oder das böse Weib und die übrigen irdischen Uebel. Die Politik gehört zur Werktagsarbeit, nicht zur sonntäglichen Erbauung.

Wie auf allen Gebieten, so giebt es auch hier Zwischenstufen: Verschmelzungen des Kirchlichen mit dem Politischen, die an das antike Staatskirchenthum erinnern. Am Vollständigsten ist es im Mormonenstaate der Fall. Auch in den Schweizerrepubliken, im calvinischen Theil der Niederlande, in Schottland, in den Neuenglandstaaten ist der antike Zustand noch einmal aufgelebt, jedoch nicht ohne starke Opposition eines unzufriedenen Theiles und nicht auf gar lange; jetzt aber geht mit den Burenrepubliken der letzte Rest calvinischen Staatskirchenthums zu Grunde. Etwas Aehnliches findet man allerdings auch noch bis auf den heutigen Tag in altpreußischen Bauernschaften und bei den Kleinbürgern protestantischer Städtchen. Bei einer anderen Gelegenheit habe ich geschrieben: „Die Religion, die der ostelbische Konservative dem Volk zu erhalten sucht, ist nicht die lutherische Rechtfertigungslehre, sondern [illegible], nicht eine Religion der Bergpredigt, nicht eine Gottesliebe, deren Feuer alles Unlautere verzehrt, sondern jenes Gewebe von unverstandenen und halbverstandenen Glaubenssätzen, von Lebensgewohnheiten und patriotischen Erinnerungen, das die preußischen Fahnen mit dem Pastorentalar, den König, den Dr. Luther und unseren Herrgott in unlösliche Verbindung mit einander gebracht hat und den blinden Gehorsam der Masse gegen die Obrigkeit verbürgt.“ Aber auch dieses alte Geflecht hält dem auflösenden Einflusse des modernen Verkehrswesens nicht Stand, obwohl es die patriotischen Erinnerungen und Feste der letzten dreißig Jahre und das Kriegervereinswesen vorübergehend befestigt und sogar durchs ganze Reich verbreitet haben.

Vom Staatskirchenthum zu unterscheiden ist die National- und Rassen-

religion. Das Wesen der europäischen Religionen im Gegensatz zum Fetischismus der Schwarzen, zum mongolischen Schamanenthum und zu indischer Träumerei ist immer und überall das selbe. Die Weißen glauben an eine geistige Welturſache, die, mag sie sich auch in mehrere göttliche Personen spalten, in der Wurzel doch eine bleibt. Sie glauben, daß dieses Urwesen die Fülle Dessen enthält, was Edles in der Menschenbrust wohnt, und daß dieses aus jener quillt. Sie glauben, daß das Uebel zwar unvermeidlich ist, sei es als Entwickelungkrankheit, oder als Strafe, oder als Sporn zum Handeln, oder als Begrenzung jedes Endlichen, daß es aber nie mächtiger werden kann als das Gute und schließlich von diesem überwunden wird; sie lassen sich — man denke an die Götter und Helden der Ilias! — durch den Gedanken an das Unvermeidliche weder den Genuß trüben noch die Thatkraft lähmen. Und wo sie das Göttliche darstellen oder verehren, da geschieht es nicht in Fratzen und mit wüstem Lärm, sondern in edlen Gestalten, mit sinnvollen Bräuchen und lieblichen oder erhabenen Harmonien. Das Semitische — angebräuntes Arierthum — bildet den Uebergang zum asiatischen ins Europäische. Sein edlerer Theil ist im Christenthum mit der weißen Religion verschmolzen. Der unedlere Theil hat sich im Islam eine dem semitischen Naturell angemessene Sonderreligion geschaffen. Was dieses Naturell vom europäischen unterscheidet, liegt nicht im Denken, sondern im Gemüth. Der Fatalismus des Semiten lähmt bald, bald überreizt er die Thatkraft. Von den sittlichen Elementen mag das Gerechtigkeitgefühl bei ihm eben so stark sein wie beim Weißen, die Wahrheitliebe kaum; und die geschlechtliche Liebe ist roh und unveredelt, daher sein Familienleben verkümmert und eine wesentliche Seite der Menschennatur unentfaltet geblieben, indem der geistige Verkehr der Geschlechter und ihre gegenseitige Ergänzung fehlt; der Reichthum, der im weiblichen Geist und Gemüthe liegt, geht der semitischen Kultur vollständig verloren. Wie lebhaft sich die Europäer schon in der Morgendämmerung ihrer Kultur bewußt waren, daß diese Seite ihres Wesens von höchster Bedeutung sei und sie von den Asiaten unterscheide, geht aus ihren ersten großen poetischen Schöpfungen, den homerischen Gedichten, hervor. Die Ilias erzählt, wie nach dem Rathschluß der Götter Hunderte von Helden in einem zehnjährigen Kriege ihr Blut vergießen müssen, um die asiatische Stadt vom Erdboden zu vertilgen, die dem göttlich schönen Ehebrecher und Räuber einer europäischen Frau Schutz gewährt hat, die Odyssee feiert die sich in heftiger Bedrängniß bewährende unerschütterliche Treue der Gattin gegen den Gatten. Und die Römer haben ihre wichtigste Verfassungänderung auf die Verletzung des ehelichen Heiligthums durch einen übermüthigen Prinzen zurückgeführt. Die nordischen Götter unterscheiden sich von den griechischen nur dadurch, daß ihnen zu der Zeit, als sie im Volksgemüth noch lebten, kein Dichter und kein Künstler zur angemessenen Verkörperung verholfen hat.

Das Christenthum ist zwar in einem Winkel Vorderasiens entstanden, aber seine Entstehung ist ein Ereigniß — das größte Ereigniß — des europäischen Kulturkreises. Es bedeutet die Ueberwindung des naiven Polytheismus; Vielgötterei war fortan nur noch in der Form der Heiligen- und Heldenverehrung möglich. Es bedeutet ferner das Ende aller kindischen Kulte. Nicht mit Thieropfern kann Gott mehr versöhnt werden, sondern nur mit dem Herzblut, mit der Sehnsucht und Liebe des eingeborenen Sohnes, des Menschen; nicht am Duft gebratenen Fettes und Fleisches erquickt und ergötzt er sich, sondern am Wohlgeruch der entfalteten Geistesblüthe, an der Frucht, die der göttliche Same im Menschenherzen und Menschenleben hervorbringt. Die Erlösunglehre des Neuen Testaments ist zwar keine befriedigende Erklärung des Welträthsels, aber eine vorläufige beruhigende Auskunft, deren Vieldeutigkeit dem Verstande und der Phantasie reichlichen Stoff zu vorläufiger Beschäftigung darbietet, während wir mit dem endgiltigen Aufschluß aufs Jenseits vertröstet werden.

Natürlich kann der Schritt, den der Europäergeist mit der Annahme des Christenthums gethan hat, nie wieder zurückgethan werden; jeder Gedanke an die Wiederbelebung vorchristlicher Kulte ist phantastisch und thöricht. Und von einer neuen Religion, die etwas Höheres wäre als das Christenthum, hat uns noch Niemand eine Vorstellung beizubringen vermocht; die modernen Philosophien sind theils Variationen der christlichen Methaphysik, theils neu aufgeputzte Wiederholungen des uralten atheistischen Atomismus. Man hat also nur die Wahl zwischen dem Christenthum, dem Atheismus und einer uralten pantheistischen Mystik, die sich zur Volksreligion nicht eignet. Welchen Sinn soll da die „deutsche Religion“ haben? Nationale Modifikationen des einen Christenthums giebt es ja. Sie betreffen nicht die Metaphysik, die für alle gläubigen Christen die selbe ist, sondern die Kirchenverfassung und den Kult, hauptsächlich den zweiten. Die Ursache der Abweichungen liegt so auf der Hand und ist so allgemein bekannt, daß Alles, was man darüber sagen kann, Gemeinplatz ist. In der nordischen Winternacht muß sich die Familie in der Wohnstube um die Lampe versammeln und die Zeit mit Lesen vertreiben; der Weg zur Kirche ist verschneit; im sonnigen Neapel oder Sevilla lebt man das ganze Jahr im Freien, ersättigt das Auge an bunten, leuchtenden Farben, will seine Feste, auch die religiösen, mit Tanzen, Singen und Springen feiern und nach der Feier in der Sonne sucht man Kühlung in weiten, dunklen Kirchenhallen. Damit sind die Grundformen des protestantischen und des katholischen Gottesdienstes gegeben. Und da sich im Süden der ästhetische Sinn bildet, im Norden nicht, wenigstens nicht in und an der Natur, sondern nur im Studirzimmer und auf der Akademie, so versteht es sich von selbst, daß im katholischen Gottesdienst die Künste mitwirken müssen,

während man sie im protestantischen entbehren kann. Der Unterschied stammt nicht aus der Rassenanlage, sondern aus der Landschaft und dem Klima, die freilich nationale Modifikationen der Rassenanlage erzeugen. Man kann daher die protestantische Form des Christenthums nicht arisch oder europäisch, die katholische nicht unarisch oder uneuropäisch nennen; beide sind arisch und europäisch. Es entspricht auch noch nicht ganz der Wirklichkeit, wenn man die eine germanisch, die andere romanisch nennt. Die eine ist nordländisch, die andere südländisch; und nur, weil im Süden das ursprüngliche Germanenthum romanisirt worden ist, im Norden sich reiner erhalten hat, fällt der Gegensatz der Konfessionen so ziemlich mit dem der Nationalitäten zusammen. In der südlichen Hälfte Deutschlands sind die Deutschen Katholiken geblieben. Dem, der nur die politische Geschichte der Reformation und Gegenreformation beachtet, will es freilich scheinen, als ob die Entscheidung für und gegen den Protestantismus von Willkürlichkeiten und Zufällen abgehangen hätte; aber da das Endergebniß durchaus der Natur der Bevölkerung entspricht, so müssen wohl tiefere Ursachen den Ausschlag gegeben haben. Dem friesischen oder pommerschen Fischer, dem gedankenloses Paffen aus seiner Pfeife als Erholung genügt, kann auch eine von zwei langweiligen Chorälen umrahmte langweilige Predigt als Erbauung genügen; dem deutschen Aelpler, der ein geborener Stegreifdichter, Bildschnitzer, Musiker und Schauspieler ist, nimmermehr. Ein Gottesdienst, in dem das gelesene oder gesprochene Wort vorherrscht, nimmt den rationalistischen, ein künstlerischer den symbolischen Charakter an. Der Rationalismus zerstört sowohl das gelehrte Dogma wie den naiven Volksglauben, so daß der Gottesdienst zuletzt entweder nur noch als äußerliche Gewohnheit fortdauert oder zum mystisch-pietistischen Konventikel wird. Das Symbol gewährt den Vortheil, daß sich Jeder dabei denken kann, was seiner Erkenntniß und Stimmung entspricht; daher vermag der liturgische Gottesdienst viel besser eine ganze große Gemeinde festzuhalten, die Menschen der verschiedensten Stände und Bildungstufen umfaßt. Die Aenderung des Kultus hat, als Wirkung der Trennung von Rom, Aenderungen der Kirchenverfassung nach sich gezogen; was darüber zu sagen wäre, gehört in das Kapitel vom Staatskirchenthum; selbstverständlich können Verfassungfragen zwar das Wesen der Kirche, aber nie das Wesen der Religion berühren.

Neulich las ich eine Abhandlung von Gallwitz, die „Vom deutschen Gott" überschrieben war. Sie enthielt viel Gelehrsamkeit und geistreiche Gedanken, hat mich aber nicht überzeugt. Der Verfasser meint, der christliche Gott, den die Kirchen predigten, sei der Gott der griechischen Philosophie, ein fertiger, unveränderlicher Gott, der alle Geschehnisse voraus wisse und von Ewigkeit geordnet habe. Ein solcher Gott tauge nicht für den Deutschen. Der brauche einen kampf- und thatenfrohen Gott, der sich mit der

Welt verändere und entwickele und die Dinge nicht voraus wisse, sondern erst aus den Ereignissen erfahre. Das war, wenn ich mich recht erinnere, der Grundgedanke. Ich will nicht dabei verweilen, daß, vom deutschen Gott sprechen, das Neue Testament preisgeben heißt, sondern bemerke nur, daß ein Gott, der sich in und mit der Welt entwickelt, nicht der Gott irgend einer Religion ist, sondern das Absolute Hegels, das im Menschen zu sich kommt. Der unveränderliche Gott hat bisher die Thatkraft der Deutschen so wenig geschwächt wie vormals die unerbittliche Kär den Kampfmuth des Achilleus. Gallwitz huldigt der Entwickelungtheorie und glaubt mit den übrigen Anhängern dieser Lehre, daß dem Volk wie dem Individuum der Sporn zum Handeln fehle, wenn es nicht auf Vervollkommnung seines Wesens und seiner Zustände hoffe, auf etwas Neues, Höheres, Größeres, das in der Schöpfung und im Schöpfer — wenn sich der Entwickelungtheoretiker dieser Ausdrücke bedienen darf — noch nicht gegeben sei, sondern nachkomme, ohne von irgend Jemandem vorausgesehen, vorausbestimmt oder vorausgekannt zu sein. Den Nutzen solcher Illusionen erkenne ich nun zwar an, auch, daß sie unter Umständen nothwendig sein können; nenne sie aber mit dem Namen, den sie verdienen. Es kann aus einem Dinge nicht mehr herausgewickelt werden, als vorher hineingewickelt worden ist, mag das Ding ein Insektenei, ein Vogelei oder eine Menschenseele sein; und das Ei und die Menschenseele selbst hätten aus der Weltsubstanz, Das heißt: aus Gott, nicht herausgewickelt werden können, wenn sie nicht von Ewigkeit darin gesteckt hätten. Was wir aber in der Menschenwelt vor sich gehen sehen, ist nicht Entwickelung, sondern Verwickelung: die Menschen knüpfen mit Hilfe ihrer sich vervollkommnenden Technik immer zahlreichere Beziehungen zu einander an und diese Beziehungen verflechten sich zu einem immer unentwirrbareren Gewebe; aber weiser, besser und glücklicher sind wir dadurch nicht geworden, als die Menschen zur Zeit Homers waren. Namentlich nicht glücklicher; macht doch das gesellschaftliche Geflecht jeden Einzelnen von einer immer größeren Zahl seiner Mitmenschen abhängig, so daß er in die Lage eines Unglücklichen geräth, der mit jedem seiner Glieder an eine Unzahl entfernter Thiere oder Menschen gebunden wäre, deren Bewegungen ihn hin und her zerrten; wenn wir heute Etwas ersehnen, so ist es nicht der Fortschritt dieser sogenannten Entwickelung, sondern Herauswickelung aus dem Gewirr und Rückkehr zu einem einfacheren Dasein. Uebrigens finde ich nicht, daß der Entwickelungsgedanke je einmal unserem Volke einen wesentlichen Dienst erwiesen oder daß sein Fehlen ihm geschadet hätte. Zum Handeln zwingt die tägliche Noth, und wenn wir Deutschen im Kampf ums Dasein, eine kurze Periode unserer Geschichte abgerechnet, mehr Hammer als Ambos gewesen sind, so haben wir Das nicht irgend einer Theorie, sondern unserem Temperament zu danken.

Eine anonyme Flugschrift der österreichischen Deutsch-Radikalen: „Bekennet Euch zur deutschen Nationalkirche!", warnt vor der Konfessionlosigkeit wie vor dem gefährlichen Experiment kirchlicher Neuschöpfungen und empfiehlt die lutherische als die deutsche Nationalkirche. Das ist, nachdem man einmal die Los-von-Rom-Bewegungen angestiftet hat, klug und richtig gehandelt, wird aber nicht viel helfen, da die lutherische Kirche kein lebendiges Wesen, sondern ein Begriff ist. In Wirklichkeit giebt es mehr oder weniger lutherische Landeskirchen, deren Hierarchen nicht allein einem großen Theil der Laienschaft, sondern auch vielen Geistlichen verhaßt sind, wie eine Menge von Vorfällen in der braunschweigischen, in der hannoverschen, in der hamburger und mancher anderen Kirche beweisen. Das giebt nicht viel Lust, sich einer von ihnen anzuschließen; und der schmachvolle wechselburger Vorfall mit den sich daran schließenden noch schmachvolleren Rechtfertigungversuchen zwingt uns, zu beten: Gott behüte unser Deutschland vor der Herrschaft der lutherischen Päpstlein, namentlich der im Königreich Sachsen.

Einen aparten Gott und eine aparte Religion für uns allein können wir Deutsche nicht haben; es giebt für uns nur die allgemeine europäische Religion in der Form des Christenthums. Daß wir in unserem Vaterland verschiedene Kulte und Kirchen haben, ist weder ein Fehler noch ein Unglück, sondern die nothwendige Folge des größten Vorzugs der Deutschen: der Universalität ihres Geistes und Gemüthes. Trotzdem ist es nicht undenkbar, daß sie es in sehr ferner Zukunft einmal zu einer Nationalkirche bringen. Es wären dazu folgende Bedingungen erforderlich. Die wissenschaftlich Gebildeten müßten vom Atheismus zum Theismus zurückkehren. Die katholische Kirche müßte ihre dogmatische Starrheit aufgeben und zugestehen, daß ihre Dogmen eben so wie ihre Bilder und Zeichen nur Symbole — Sinnbilder in Worten — für die unwißbaren und unaussprechbaren, nur geglaubten, gehofften und geahnten jenseitigen Dinge seien. Die Protestanten müßten weitherzig genug sein, in ihren Gottesdienst Symbole aufzunehmen, die sie bisher als papistischen Aberglauben und Götzendienst verschrien haben. Die Kirchenverfassung müßte elastisch genug sein, im Innern sowohl das hierarchische wie das Gemeindeelement zuzulassen und daneben die gottesdienstliche und Glaubensgemeinschaft mit nichtdeutschen Christen zu gestatten.

Neisse. Karl Jentsch.

Kunst und Sinnlichkeit.

Der Kampf für und gegen die Lex Heinze war der Kampf der Pfaffen gegen die Oberlehrer in Bezug auf die Kunst. Die Einen verdammen entweder nur die moderne oder gar nur die naturalistische oder auch die ganze Kunst, so weit sie den jetzt herrschenden oder in ihren Kreisen maßgebenden Moraldogmen widerspricht; nach ihnen ist die Kunst unmoralisch, macht auch unmoralisch, vergiftet die Jugend und ist jedenfalls ein sehr zweifelhaftes Geschenk der Götter. Die Anderen sagen: wenn auch die Kunst zuweilen Unmoralisches und Häßliches darstellt, darstellen muß, so ist sie doch deshalb selbst nicht unmoralisch und häßlich. Die Kunst „adelt". Die Oberlehrer kennen den moralisch ästhetischen Begriff „poesieverklärt". Sie unterscheiden genau den Stoff von der Form. Was den Stoff betrifft, so stimmen sie eigentlich mit ihren Gegnern vollkommen überein. Sie sind nicht etwa unmoralischer; eher nehmen sie noch eine höhere Moral für sich in Anspruch. Sie wehren sich nur dagegen, daß, was ihre Sache sei, zu entscheiden, durch den Staatsanwalt entschieden werde. Einige von ihnen sind Wahrheitfanatiker und stehen deshalb auf dem Standpunkt einer realistischen Aesthetik: weil die Welt voll Häßlichkeit und Unsitte sei, habe der Künstler das Recht, wo nicht gar die Pflicht, das Häßliche und Gemeine darzustellen. Oder sie sind Idealisten, Optimisten und Weltverbesserer und halten an dem Glauben fest, daß gerade durch die Kunst, die wahre, aber idealistisch angehauchte Kunst, das Häßliche verschönt, das Gemeine verklärt oder gar ausgelöscht werden könne. Das Objekt in der Kunst ist für sie eben nicht, was das Objekt im Leben ist. Glaubt man denn, das sittliche Gefühl eines Oberlehrers dulde in der Gesellschaft die Erscheinung einer völlig entkleideten Frau? Welcher Verleumder will die Welt glauben machen, die Oberlehrer hätten nicht eben so viel Scham und Tugend wie die Pfarrer? Sind sie etwa durch die Beschäftigung mit der antiken Kunst Heiden geworden? Haben sie nicht vielmehr aus dieser Beschäftigung erst die höhere Moral bekommen? Hüten sie nicht ihre Söhne vor allerlei Nymphen, Sirenen und anderen Damen von zweifelhaft sittlicher Führung? Vertheidigen sie etwa, was Plato im Gastmahl so drastisch beschreibt? Haben sie nicht Ehrfurcht vor allen Gottheiten, die ihnen die hohe Obrigkeit auferlegt? Sie machen eben einen dicken Strich zwischen Kunst und Leben. Die Kunst steht für sie ja über dem gemeinen Leben, hat gar nichts mit ihm zu thun; sie verklärt und veredelt es nur. Kunst ist Kunst, Tugend ist Tugend und Schulordnung ist Schulordnung.

Aber wie kommen nun eigentlich die Künstler selbst zu dieser lächerlichen Auffassung? Denn auch sie meinen, daß die Kunst in einer ganz anderen Region liegt als das Leben. Sie sind tief gekränkt, wenn man ihnen vorwirft, sie verdürben die Jugend, seien oder wirkten unsittlich. Meist vertheidigen sie sich gerade mit ihren „hoch moralischen Absichten". Viele halten sich für die Hohen Priester ihres Volkes. Sofern sie Naturalisten sind, wollen sie bessern, anklagen, entlarven, erleuchten. Selbst die kleinen Pornographen entschuldigen sich mit ihren sittlichen Tendenzen. Sie malen die Wollust und malen den Teufel dazu. Zunächst aber empfinden sie den Vorwurf der Unsittlichkeit als ästhetischen Tadel. Denn ihre Kunst, sofern sie nur Kunst ist, meinen auch sie, stehe über dem gemeinen Leben. Das sagen sie oft in dem selben Satze, in dem sie sich auf die volle Realität ihrer Kunst berufen. Ihr Realismus ist nur Objektivität. Zuletzt ist auch dieser Realismus nichts als Oberlehrermoral in der Kunst, Pedantismus.

Die Kunst aber steht nicht jenseits von Leben und Tod. Fast verrathen die Heinze-Männer mit ihrem Schrecken vor der modernen Kunst eine lebendigere Auffassung von der Kunst als die Oberlehrer, die sie bekämpfen. Ein Kunstwerk, in dem keine auf das Leben zielende Wirkung steckt, ist totgeboren und ohnmächtig. Eine Venus, die keine sinnliche Macht ausstrahlt, ist gar keine Venus mehr, sondern ein Stück Stein, ein Fetzen Papier oder Leinwand. Wie? rufen die Oberlehrer aus: eine gemalte oder in Stein gehauene Venus sollte die Sinne erregen? Da müßte der Beschauer ein ganz roher Patron sein! Aber wie? Eine Venus, ob auch nur gemalt oder in Stein gehauen, sollte die Sinne kalt lassen? Aber sie ist ja gar nicht von Fleisch und Bein. Man kann sie so wenig begehren, wie man das Frühstück auf einem Stillleben begehrt. Das ist insofern richtig, als mit einer steinernen oder papiernen Venus selbst nicht gerade Unzucht getrieben und die gemalte Frucht nicht gegessen werden kann; Beide aber können den Appetit anregen. Stein ist natürlich nicht Fleisch und Farbe nicht Blut. Aber ist das Weib in der Kunst weniger Weib als irgend ein anderes Weib? Summirt sie nicht gewissermaßen das Weib, wie Eva im Paradiese? Hat nie eine Photographie auf einen Verliebten oder Entzündlichen eine sinnverwirrende Macht geübt? Spielen nicht Locken, Bänder und andere erotische Erinnerungzeichen in der Phantasie eine sexuelle Rolle? Hat man nie vom Fetischismus in der Liebe gehört? Wird nicht nach dem Gesetze der Ideen- und Vorstellungassoziation Phantasie und Bewußtsein durch ein einziges Moment in Aktion versetzt, die sich dann unter einem gewissen Zwange von selbst entwickelt? Ist es nicht immer nur ein Moment, das über die Schwelle des Bewußtseins tritt, worauf das Uebrige dann von selbst folgt? Kurz: ist ein lebendiges nacktes Geschöpf nöthig, um die Sinne zu entflammen?

Wirkt nicht das völlig Nackte gerade erkaltend auf die Sinne, weil es die Phantasie lähmt? Wissen nicht selbst die Oberlehrer, daß das halb Verhüllte und halb Natürliche gefährlicher ist als das völlig Nackte und ganz Natürliche? Das ganz Nackte ist nicht selten gerade die Korrektur der erotisch ausschweifenden Phantasie, wie die Wirklichkeit die Korrektur unserer Träume ist.

Der Umweg der Erotik durch die Phantasie, also auch die Gebilde der Kunst, bietet den Sinnen eine gute elektrische Leitung. Die Poetik kennt die Form der pars pro toto, des Theils für das Ganze. Der Dichter spricht vom Mast und wir sehen das Schiff; das theure Haupt ist der theure Mensch. Und schließlich wird ein Theil Symbol für das Ganze. Das Kreuz ist nicht das Christenthum, aber alle christlichen Vorstellungen, Ideen und Gefühle schließen sich um dieses Zeichen, das genügt, um das Gemüth zur Andacht zu stimmen. Wir wissen, was solche Symbole in der Geschichte der Völker bedeuten (Fahnen, Kroninsignien, der Halbmond des Islam, Irlands grüner Klee, die Lilien Frankreichs, Deutschlands Eichen, der Ehering, der Brautschleier, das Ritterschwert u. s. w.) Und irgend ein weiß schimmernder Arm, ein runder Busen auf dem Bildwerke sollte mit der Erotik so gar nichts zu thun haben? Ich glaube sogar, daß in den Kreisen, wo eifrig Kunst getrieben wird, auch intensiver geliebt wird; jedenfalls spielt die Erotik eine um so größere Rolle im Gemüths- und Geistesleben dieser Gruppen von Menschen. Kunst und Künstler sind für die modernen Völker gewissermaßen die Repräsentanten der Liebe geworden, Vorbilder der Liebe. Die jungen Leute lernen die Liebe früher in Büchern als im Leben kennen, folglich durch die Bücher, die ihrer Liebe früheste Erwecker sind; und eben so erkennen sie das Weib eher auf Bildwerken als in der Natur. Die Kunst vermittelt so das Leben mit dem Leben, die Jugend mit der Liebe. Der Weg der Liebe geht bei den Kulturvölkern durch die Phantasie.

Wer ist der Barbar? Der, dessen Sinne durch die Leda oder Venus verwirrt werden, oder der Andere, dem sie nur Stein und Leinwand sind? Der durch das Leben solcher Werke entzündet wird oder der vor lauter Kunsttheorie und Schulmeisterei gar nicht das Leben bemerkt, das vor ihm blüht? Man muß sich vielmehr darüber wundern, daß die Kunst nicht noch sinnlicher, noch verführerischer wirkt, als sie thatsächlich wirkt. Dies ist das eigentliche Problem, das sich zum Theil aus der Kunst, zum Theil aus unserem Verhältniß zur Kunst erklärt.

Wie kamen wir eigentlich zu dem Aberglauben, daß zwischen der Kunst und dem gemeinen Leben alle Brücken abgebrochen seien? Auf zwei Irrwegen: einem theologisch-philosophischen und einem historischen.

Zu den vielen Dingen, die sich das Mittelalter auf natürliche Weise nicht erklären konnte, gehörte auch die Kunst. Es gestand dieses Unvermögen

auch ein; aber es hatte eine Zauberformel für Alles, was ihm unverständlich war, nämlich Gott. Irgend ein Heidenmensch sank vor der Madonna mit dem Kinde in die Knie und ward bekehrt. Was ging hier vor? Etwas Uebernatürliches war geschehen. Ein Kunstwerk strahlte religiöse Wirkung aus, folglich entstammte es einer höheren Welt. Denn wie könnte ein Mensch gleich uns, mit Händen und Fingern, die sich von den unsrigen in nichts unterscheiden, Etwas schaffen, das solche wunderbare Macht übt? Da muß also Gott mit im Spiele sein oder Gottes Supplement, der Teufel. Der Künstler, vor dessen Werk die Menschen niederknien, ist ein von Gott begnadetes Wesen. Was er macht, ist göttliche Emanation, ist über das gemeine Leben erhaben. Geht die Wirkung nach der entgegengesetzten Richtung, schafft er nichts Göttliches, aber dennoch Etwas, das Zauberkraft übt, dann ist Teufelei mit im Spiele. Als die theologischen Scholastiker durch die philosophischen Metaphysiker abgelöst wurden, wurde das Uebel noch schlimmer. Von Kunst verstanden, mindestens empfanden diese Leute noch weniger. Die Seele eines richtigen Philosophen alten Schlages reagirte auf keine Aphrodite mehr. Sie hatten also die Trennung von Kunst und Leben sehr leicht. Man erinnert sich, in welches entzückte Staunen Schiller versetzt wurde, als er bemerkte, daß sogar der große Kant auch aesthetisch einen Unterschied zwischen einer nachgebildeten und einer wirklichen Nachtigal machte. Was Schiller so hinriß, war die Erkenntniß, daß auch in Kant irgend etwas Menschliches vorging. Im Uebrigen hatte sich die veraltete Scholastik nur in die modernere Form der Metaphysik umgesetzt; in den Philosophen wirkten die alten theologischen Energien fort. Die metaphysisch erklärte Kunst hatte wieder nichts mit dem gemeinen Leben zu schaffen. Ihr Urgrund war moralisch göttlicher Art. Die Definition dieser Kunst gab Goethe in der Elegie auf Schiller:

„Denn hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Alle Oberlehrer finden seitdem, Das sei die Formel für wahre Kunst und echte Künstler. Nur wenn, was uns Alle bändigt, das Gemeine, weit hinter ihr, möglichst auch hinter ihm liegt in wesenlosem Scheine, nur dann können die Oberlehrer ihr Ja und Amen zu solcher Kunst und solchen Künstlern sagen. Sie hätten bei der Betrachtung antiker Kunst merken können, daß, was uns Alle bändigt, das Gemeine, hinter den Alten keineswegs im wesenlosen Scheine lag, daß ihnen nichts Natürliches von der Kunst ausgeschlossen war und am Wenigsten, was mit unserem Geschlechtsleben zusammenhängt. Aber der Irrthum läßt sich begreifen, wenn man sich anschaulich zu machen sucht, wie die moderne Welt mit der antiken Kunst bekannt wurde. Als nämlich die Renaissance die klassische Literatur und Kunst entdeckte, waren die Instinkte der europäischen Völker schon mehrfach gebrochen und umge-

werthet: durch das Christenthum, die Völkerwanderung und das Heraufkommen barbarischer Völkerschaften, endlich durch das Hereinströmen orientalischer Kulturelemente (im römischen Weltreich, in den Kreuzzügen, bei der islamitischen Invasion in Spanien und Sizilien, durch die Zerstreuung der Juden). Aus diesem Chaos der kulturellen und psychischen Elemente tauchten dann plötzlich die antiken Statuen, Tempel, Schriftwerke auf, gleichsam in der Unschuld der Morgenröthe: nackt und doch nicht sinnlich, jung und doch reif, groß und ohne Leidenschaft, schön und doch nicht verlockend, gebunden und frei. Nichts Menschliches war dieser Kunst und Literatur fremd und alles Menschliche trat doch vor ihr zurück. Und so schloß man: alle echte, große, naive und reine Kunst steht über den Begierden und Leidenschaften. Die Kunst ist tendenzlos. Sie tendirt nicht auf den Willen und ist nur für die reine Anschauung da. Aber die hübschen Mädchen sind, gesellschaftlich betrachtet, auch nur für die Anschauung da; und man begehrt sie doch. Alles, was schön zu schauen ist, reizt auch. Daß das Anmuthige und Häßliche etwas mit dem Willen zu thun hat, verräth schon das Wort: das Anmuthige ist des Muthes Anwart, das Häßliche des Hassens werth. Weder mit Moral noch Politik oder wirthschaftlichen Fragen sollte die Kunst nun irgend Etwas zu thun haben; es sei denn negativ, die Leidenschaften besänftigend (was sogar Zweck der Tragoedie sein sollte) und die Sinne einschläfernd. Und doch machte man eine Ausnahme: die vaterländische Lyrik, deren politische Bedeutung man wenigstens nicht ganz verkannte. Daß Tyrtäus die Kampfeslust angefacht habe, tragen selbst die Oberlehrer ihren Schülern vor; von der nationalen Bedeutung eines Arndt, Körner, Kleist sprechen sie sogar mit dem Brustton tiefster Ueberzeugung; die Freigesinnten geben Das auch von Bertrand de Born, Byron, Freiligrath zu. Die aber ganz konsequent waren, tadelten diese Dichter gerade wegen ihrer Tendenz, die ihnen als Rhetorik unkünstlerisch erschien, und leugneten jeden Zusammenhang von Kunst und Willen. Erst, wo der Bereich des Willens aufhört, beginnt für sie das Reich der Schönheit, der reinen Anschauung, der unbefleckten Objektivität.

Das haben die Aesthetiker hundert Jahre lang gepredigt, und zwar unter Zustimmung der Künstler. Selbst Goethe, der natürlichste unter den Dichtern, huldigte dieser unnatürlichen Aesthetik. Man berief sich immer wieder auf das klassische Beispiel der Antike, aber man vergaß nur immer wieder das Eine, daß wir der antiken nicht mehr als einer lebendigen Welt gegenüberstehen, daß das psychische Band abgerissen ist, daß wir nicht auf eine Gefühlswelt reagiren können, die ausgestorben ist und von der wir nur auf dem indirekten Wege der Forschung Etwas erfahren. Daher ist, bei Betrachtung der antiken Werke, unsere Moral und unser Wille außer aller Gefahr. Unsere Sinnlichkeit reagirt sehr viel prompter auf die Photographie

einer modernen Schauspielerin als auf eine klassische Statue, schon weil zwischen der jungen Frau unserer Zeit und unserem Triebleben ein sehr viel innigerer Zusammenhang besteht als zwischen der zweitausendjährigen Griechin und dem modernen Manne. Auch bei ihrer ewigen Jugend ist sie ihm zu alt. Haltung, Bewegung, Blick, jeder Toilettengegenstand der modernen Frau, besonders aber ihre Physiognomie, Hautfarbe, Haartracht, kurz, der ganze weibliche Habitus der modernen Frau greift schneller und inniger in die Gefühlskette des modernen Mannes ein. Ein erotisches Fluidum geht von ihr aus, das fast unmittelbar auch vom Bilde auf den männlichen Beschauer übergeht und die Assoziation erotischer Gefühle schnell und sicher herstellt. Das Alles fehlt der antiken Statue. Deshalb ist jede moderne Kunst auch die schlechthin sinnliche und gefährliche, vor der sich Oberlehrer und Pastoren bekreuzigen, wenn sie sich über die ältere längst beruhigt haben.

Einfacher und deutlicher wird Das noch, wenn man vom Erotischen absieht, das ja das schwierigste und verworrenste Gebiet der Menschenseele ist, und das religiöse und politische betrachtet. Im „König Oedipus" handelt es sich um gar gräßliche Dinge: ein Sohn erschlägt seinen Vater, heirathet seine Mutter, zeugt mit ihr Kinder, — Alles, weil das Orakel es so bestimmt hat und obwohl nichts unterlassen ist, um zu verhindern, daß sich das Orakel erfülle. Wir lesen und bewundern völlig tendenzlos. Kein Wässerchen unserer Seele wird dabei getrübt. Schon der Gedanke des Vatermordes ist dem Sophoklesleser etwas durchaus Unschuldiges, wobei er sich persönlich kaum Etwas denkt; er überträgt die Vorstellung nicht auf seinen Vater. Die Mutterehe gar liegt dem modernen und nördlichen Menschen schon wegen seiner späteren Reife geradezu außerhalb der Möglichkeit selbst phantastischer Wahnvorstellungen. Wenn die deutschen Söhne heirathfähig sind, hat es mit der Ehre ihrer Mutter kaum noch irgend welche Gefahr. Die Voraussetzung der Oedipussage ist ein Gesellschaftzustand, wo noch die Gruppenehe und das Mutterrecht geherrscht hat. Sie ist ein letzter, wüster Traum von einer Welt, die für uns bis auf die dunkelste Erinnerung verloren gegangen ist. Uns umschließt das Wort Mutter so ziemlich Alles, was wir Reines, Ehrsames, Heiliges empfinden; und der Gedanke an die Mutter erstickt noch am Schnellsten in uns jede sündhafte Begierde. Deshalb erweckt diese Tragoedie keinerlei unkeusche oder verbrecherische Gedanken in uns. Die Fabel ist uns ein Märchen aus einer ganz anderen Welt. Die Orakel endlich und Prophezeiungen sind für uns nur technische Merksteine. Sie lassen uns erbeben vor dem Schicksal des Oedipus, aber nicht mehr vor den Göttern und dem Fatum. Mythologisch — Das heißt: religiös — betrachtet, ist die Tragoedie um jeden Sinn und Inhalt gekommen. Das Fatum heißt uns Zufall, Oedipus ist ein ehrenwerther Mann, den jedes Geschworengericht freisprechen würde, ein Pechvogel eher als ein Schul-

diger. Wir haben kein Mitleid mit Einem, dessen That wir weder begreifen noch auch in Gedanken mitbegehen.

Auch im Theater von Athen saßen natürlich aufgeklärte und reine Zuschauer. Die Philosophen und Sophisten waren gerade an der Arbeit, das Mythologische ins menschlich Moralische umzuwerthen oder völlig aufzulösen. Aber sie hatten doch einmal daran geglaubt, in ihrer Ammen- und Märchenzeit. Der Unterstrom ihrer Gefühle trug alle diese Schiffe noch lustig und schaukelnd dahin, sie konnten, an die Oberfläche geworfen, ihre Segel spreizen und liefen alle, wenigstens im Verlauf der Vorstellung und Lecture, in das offene Meer der allgemeinen Empfindungen ein. Auch der Ungläubige unserer Tage steht, wenn auf der Bühne die Glocken läuten oder er sonst eine starke Suggestion auf seine Kindergefühle erfährt, doch ein paar Stunden im Bann christlichen Glaubens und germanisch heidnischen Fühlens (man denke an die Osterszene im „Faust" und die Gespensterszenen bei Shakespeare). Die seelischen Fäden sind noch nicht abgerissen. In unserem Zeitalter der Anatomie und des Materialismus haben wir auch die Schrecken des unehrlichen Begräbnisses oder der Grabverweigerung verlernt. Doch liegen diese Gefühle noch nicht so weit hinter uns, daß wir nicht mit Antigone die schwesterliche Furcht um das Schicksal der Leichen mitempfinden könnten. Immerhin wird es manchem jungen Mediziner eine sehr gleichgiltige Vorstellung sein.

Der Irrthum, der aus der Anschauung der klassischen Kunst entstand, hat sich schwer gerächt. Auf dem größten Theile der modernen Kunst ruht der Fluch der Unpopularität, weil man glaubte, aus der Kunst das Leben bannen zu können, bannen zu müssen. Man hat die Beziehungen zwischen Kunst und Leben, Kunst und Sinnlichkeit, Kunst und Politik, Kunst und Religion geleugnet oder doch zu leugnen versucht. Wir bekamen eine Bildungskunst mit lauter antiken Beziehungen, Vorstellungen, Formen und haben uns dann gewundert, daß das Volk dabei eiskalt blieb. Die Künstler gewöhnten sich, für die Kunst und nicht für das Leben zu schaffen. Dieses Problem begreifen auch heute nur sehr wenige Künstler und es findet dann meist einen sehr trübsäligen Ausdruck, den bittersten vielleicht in Ibsens Epilog. Das Schlagwort L'art pour l'art war die letzte Konsequenz der Absonderung der Kunst vom Leben und wurde erst wieder Leben, als man, statt für die Kunst, wenigstens für die Künstler schuf und hier die feinste und leichteste Reaktion erwarten durfte (l'art pour l'artiste). Es gehörte fast die Arbeit zweier Jahrhunderte dazu, die Kunst mit dem Leben wieder in Beziehung zu setzen; und noch immer sagen die Oberlehrer: Fürs Leben ist keine Gefahr dabei, mit dem dunklen Drange unserer geschlechtlichen Gefühle hat weder Dionys noch Aphrodite Etwas zu schaffen.

Aber die Kunst ist gerade die feinste Ausstrahlung unserer Sinnlich-

keit, unserer Seelenmysterien wie unserer Willensenergien. Unsere Affekte werden nicht gereinigt, sondern verfeinert, nicht ausgeschaltet, sondern auf höhere Lebensgebiete hinübergeleitet. Der Unsinn von der Unberührtheit unserer Sinne und der Neutralität unseres Willens gegenüber der Kunst wäre trotz Alledem nicht möglich gewesen, wenn nicht im Kunstwerke selbst Gründe hierfür lägen. Ich glaube, es sind deren vornehmlich fünf: nach den fünf in Frage kommenden Gebieten ein psychologischer, ein physiologischer, ein formaler, ein ästhetischer und ein intellektueller Grund.

1. Die Unerreichbarkeit des Objektes. Begierden, die nicht in Aktion treten können, bleiben stumpf. Es genügt dem gewöhnlichen mitteleuropäischen Philister im Allgemeinen, zu wissen, daß er ein Weib nicht haben kann: und seine Sinnlichkeit schweigt. Die Sterne, die begehrt er nicht. Fürstentöchter eben so wie Kunstwerke haben oft die Leidenschaften gedämpft, aber wie die Liebe den Haß dämpft. Dabei spielt noch ein dialektischer Gefühlswitz seine Rolle. Von allem Höheren glaubt der Mensch, daß es reiner, keuscher, leidenschaftloser sei, und fühlt sich um seiner eigenen dunklen Triebe willen beschämt. Man schämt sich nämlich im Verhältniß der Distanz nach oben und dämpft in Folge dieser Scham seine Begierden ein. Man glaubt, träumt, sieht die höheren Menschen jenseits seines Triebelebens. Fürstenkinder sind daher in der Phantasie des Volkes etwas ungemein Keusches. (Man denke an die Märchen.) Aber dahinter, daß dieser Glaube ein Trug ist, kommt man am Ende bald. Fürstentöchter sind nicht jedem Manne unerreichbar und einer die konventionellen Schranken überschlagenden Phantasie ist kein Weib unerreichbar. Kann er es nicht haben, so befriedigt er seine von diesem unerreichbaren Weibe erregte Sinnlichkeit bei anderen. Je freier seine Seele, je lebhafter seine Phantasie und je unfreier sein bürgerlicher Mensch, je abhängiger von wirthschaftlichen und moralischen Banden, um so greller der Widerspruch zwischen Dem, was seine Sinnlichkeit erregt, und Dem, was sie stillt. Man nennt Das Ideal und Wirklichkeit, Traum und Leben. Es ist aber auch die Tragik und Erniedrigung der modernen Erotik, besonders in den höheren Seelenschichten. Was Liebe weckt, giebt nicht auch Liebe. Die selben Frauen, die des Mannes Sinne erregen, befriedigen sie nur sehr selten. Denn Die sie erregen, sind Frauen, die gesellschaftlich gleich oder höher stehen, die Damen, mit denen man auf dem selben Parkett tanzt; Die sie befriedigen, sind die tiefer stehenden Frauen: Dirnen, die man nicht liebt, aber umarmt, während man jene liebt, doch unberührt lassen muß. Je feiner das Seelen- und Liebesleben, je komplizirter die gesellschaftlichen Verhältnisse, um so größer auch die Distanz zwischen Sehnsucht und Erfüllung. Ein Weib aber, das nun wirklich oder scheinbar über allen Leidenschaften steht, eine Göttin oder Heilige, treibt die Erotik

so weit in die Dunkelkammern des Unbewußten zurück, daß, wo sie dennoch hervorbricht, eine Teufelei im Spiele sein muß. Die deutsche Sage kennt solche dämonischen Motive von Wilden Jägern, die sich in die Gottesmutter verliebt haben. Aber die Voraussetzung auch dieser erotischen Dämonie ist das Gefühl, daß man es mit einem lebendigen, wenn auch aus Holz geschnitzten Weibe zu thun habe. Völlig niederdrückend auf das Gefühl aber wirkt das Bewußtsein, daß ein Weib gar nicht mehr existirt. Vor toten Frauen verstummt unsere Erotik, selbst wenn wir ein verführerisches Jugendbild vor uns haben. Aber noch nicht hat auch die Phantasie Ruhe. In der Erotik des Künstlers spielen die schönen Frauen aller Zeiten eine Rolle, sofern ihr Bild durch die Kunst festgehalten wurde. Der Künstler ist immer in Gefahr, zum Polytheismus oder gar zur Unnatur der Liebe zu kommen, denn er leidet und schafft im Zustande ewig latenter Sinnlichkeit; auch Erkrankungen und Abnormitäten entstehen nicht selten in Folge einseitigen Aesthetizismus. Während aber die Werke der bildenden Kunst durch das Festhalten Dessen, was wir in späterer Zeit als tot empfinden, erstarrend auf die Erotik wirken, entfesselt die sich in der Zeit entfaltende, freiere und beweglichere Dichtung die erotische Phantasie sehr viel leichter; sie gestattet, in das Antike die modernsten Elemente hineinzuthun. So ist die Nausikaa noch immer das am Meisten geliebte und von der erotischen Phantasie umschwärmte Mädchen des Alterthums, weit verführerischer als die nacktesten Aphroditen. Tötlich allerdings ist für das erotische Gefühl das Bewußtsein: nie gewesen. Ein unwahr gezeichnetes oder erotisch nicht geglaubtes Weib hat keine Gefahr mehr.

II. Damit kommen wir zum zweiten Grunde der Unberührtheit unserer Sinne von der Kunst: dem Widerspruch zwischen Schein und Sein. Nur nicht in dem Sinne der Schuster, die der melischen Venus das Sein absprechen, weil sie ja nur von Stein ist. Aber der Kunststil selbst und die Traditionen des künstlerischen Schaffens bewirken, daß man, ob bewußt oder unbewußt, zwischen Schein und Sein sehr genau unterscheidet, weil nämlich immer ein Theil des Lebens dabei unterschlagen wird. Die Wirkung auf den einzelnen Zuschauer hängt nur ab von Dem, was er für das Leben nimmt. Dem Einen genügt das Bild des Weibes, das seine Erotik, wenn auch noch so heimlich, sich entwirft. Dem Anderen ist es ein Stück Holz oder Marmor, so lange er es nicht in einer ihm natürlich scheinenden Haltung oder Thätigkeit sieht: das schreitende, die Arme erhebende, jagende, reitende, spielende, badende Weib erst ist Leben vom Weibe. Jeder Fortschritt der Kunst im Ausdruck der Bewegung bedeutet eine Erhöhung der Erotik im Kunstwerke. Der Mensch glaubt erst an das erotische Leben in einer künstlerischen Gestalt, wenn er sie in einer ihm bekannten, seine ero-

tischen Apperzeptionen erleichternden Stellung oder Beschäftigung findet. Susanna im Bade ist in der kleinbürgerlichen Welt ein sehr viel sinnlicheres Kunstobjekt als eine kämpfende Amazone oder fliegende Nike. Man kann vielleicht die Geschichte der menschlichen Seele eintheilen nach den Sinnen, die in der Liebe den Ausschlag geben. Der Wilde und zum Theil noch der Orientale verliebt sich in den Geruch des Weibes. Die Düfte spielen in seiner Erotik eine große und entscheidende Rolle; der Europäer verliebt sich in das Bild und der höher entwickelte Mensch in die Stimme des Weibes; deshalb werden Schauspielerinnen und namentlich Sängerinnen in unserer Zeit mehr angeschwärmt als Tänzerinnen. In der Wirkung des Kunstwerks nun entscheidet, was jeweilig dem einzelnen Menschen am Objekt das Wesentliche oder das Erkennungzeichen ist. Dem modernen Manne ist das sinnlich erregende Moment am Körper des Weibes der Busen; folglich sind die Bildwerke besonders verführerisch, die in Behandlung dieses weiblichen Theils den lebensvollsten Eindruck erwecken; und erotisch unwahr sind die Werke, die hier pfuschen oder schablonisiren. Sie löschen im Weibe das Leben aus.

III. Je beweglicher die Phantasie und je geringer die Kenntniß des Lebens und der Lebensformel ist, um so wichtiger ist gerade das erregende Moment, um so harmloser das ganze Leben. Denn es hebt die Distanz zwischen Phantasie und Wirklichkeit auf. Verführerisch aber wirkt nur, was der Phantasie Spielraum giebt, sich auf die Natur hin zu bewegen. Wo dieser Spielraum fehlt oder der Weg zur Natur abgeschnitten ist, da hat das Objekt die verführerische Macht verloren. Deshalb hebt die Erotik auf, was aus den menschlichen Größenverhältnissen heraustritt. „Bei diesen Dimensionen", sagte einmal eine sonst prüde Engländerin in Bezug auf einen riesenhaften Herkules, „genirt es nicht mehr". Ein Herkules als Nippesfigur genirt natürlich noch weniger, so wie nackte Kinder nicht genirlich sind. Auch nackte Liliputaner kann man sehen, ohne zu erröthen. In Nippes-Proportionen ist uns auch der entwickelte Mensch Kind; und der Riesenstatue gegenüber fühlen wir uns als Kinder. Folglich ist das Erotische dabei ohne Bedeutung. Das sollte Gulliver erfahren, dessen Geschlecht bei den Liliputanern eben so wie bei den Brobdingnagern geradezu ausgeschaltet wurde. Die Damen des Liliputreiches sehen in ihm nur ein kurioses und schreckliches Monstrum und die Frauen in Brobdingnag betrachten ihn als Spielzeug wie in Chamissos Gedicht das Riesenfräulein den Bauern; sie machen in seiner Gegenwart ungenirt Toilette, was ihm ein furchtbares Grauen vor ihren körperlichen Formen und Substanzen erregt; und er bemerkt ganz richtig, daß das Geheimniß der Schönheit der englischen Damen in ihren dem Betrachter proportionellen Größenverhältnissen liegt. Diese Wahrheit der proportionalen Verhältnisse leuchtet nur sehr Wenigen ein; deshalb

wissen sie nicht, daß viele Statuen und Bilder schon aus diesem Grunde aus der erotischen Sphäre herausfallen, da sie, sei es auch nur um einen halben Kopf, hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Die Kunst geht aber leicht über die gewöhnlichen menschlichen Verhältnisse hinaus: nach oben, weil ein vergrößerndes, übertreibendes Prinzip in der Kunst selbst liegt, die, um zu überzeugen, auftragen muß; nach unten, weil das Gesetz der Veranschaulichung erheischt, ein komplizirtes Bild in verjüngten Proportionen zu geben. Das Gesetz der Objektivation stellt das Kunstwerk aus den gewöhnlichen Proportionen heraus, ganz zu geschweigen von den satirisch-komischen Tendenzen, die zur Vergrößerung oder zur Verkleinerung führen. Schon durch diese unverhältnißmäßige, mehr oder weniger unmenschliche Darstellung wird das Werk aus unserer Liebe- und Willenssphäre hinausgehoben oder in ihr verschoben. Die körperlichen Größenverhältnisse der Griechen überdies sind auch nicht mehr ganz die unserigen. Am Meisten der Realität freilich nähern sich noch die Bildwerke in einer dem Abstande des Beschauers entsprechenden Verkleinerung, wie denn die Phantasie vom Kleinen ins Größere geht und in dem Kleinen, dem Niedlichen, besonders beim Weibe, wieder andere erotische Gefühle erweckt werden: die Lust am Kinde. Eine vergrößerte Darstellung dagegen verscheucht unsere Gefühle. Dazu kommt, daß in den Museen die Statuen noch zum Theil aus ihren natürlichen Proportionenverhältnissen versetzt sind, was der naive Beschauer übrigens unmittelbarer empfindet als der akademisch gebildete. Statuen, die auf Felsen standen, haben körperlich im Zimmer keinen Sinn mehr. Einfach gebannt aber wird die Erotik, wo es sich um schlechthin unmögliche Vorstellungen handelt, zum Beispiel in der burlesken Poesie, wo die Komik durch den Widersinn von Wort und Inhalt entsteht. Rabelais erzählt von einem Frauenkloster, wo es so unzüchtig zugeht, daß die Hunde, wenn sie nur in seine Nähe kommen, brünstig werden. Hier bleibt jede menschliche Vorstellung zurück und der ungeheure Kontrast zwischen unserer geschlechtlichen Nichtigkeit und der übermenschlichen Unzucht der Klosterfrauen löst sich in Gelächter aus. Aber gerade die satirischen Kunstwerke sind es, die von den Moralisten und Philistern stets mit der größten Wuth angefeindet werden. Doch Das hat andere Gründe und hängt von der Gefühlsverlogenheit der Menschen ab. Nicht wegen ihres Inhalts, sondern wegen ihrer Tendenz erscheinen die satirischen Werke unsittlich. Man schiebt den Inhalt nur vor, weil man nicht zugeben darf, daß man sich von der Tendenz unmittelbar betroffen fühlt. Die Satire hebt die Voraussetzungen der jeweilig geltenden Moral, Politik und Religion auf. Wenn jungen Leuten die Liebe nichts Heiliges mehr ist, dann springt auch die Phantasie leicht über die gezogenen Schranken hinweg. Hier handelt es sich nicht um Erotik, sondern um Wegräumung von Schranken der Erotik.

Diese Werke haben an sich nichts Verführerisches. Aber sie nehmen der erotischen Konvention ihre Autorität.

IV. Uns beruhigt nichts leichter als Das, was uns eine Ueberlegenheit über das Objekt giebt, uns in humoristische Stimmung versetzt. Die größten Schweinereien, die uns lachen machen, sind erotisch unschuldig. Alles, dem gegenüber wir eine Gefühlsüberlegenheit haben, ist uns wieder in das Reich der Unschuld versunken. Die Liebesgeschichte unseres Hausknechts oder gar eines Aschanti-Negers berührt unsere Erotik nicht mehr, während die eines Prinzen oder gar Künstlers die feinste Erotik in uns auslöst. Ein Mädchen, das über den Versucher lacht, ist schon gefeit. Das Glück der Tugend ist das komische Gebahren mancher Liebhaber. Wenn er oder sie an irgend eine menschliche Schwäche erinnert wird, die sie oder ihn ganz aus der erotischen Vorstellung herauswirft, dann ist die Gefahr gewöhnlich vorüber. Ein ungeschickter Fußfall, ein Hustenreiz, Grimassen, Leibschneiden oder dergleichen Peinlichkeiten bei der Liebeserklärung, — und Gretchen ist gerettet. Ein junger Mann, der eine große Leidenschaft zu einer bedeutenden Frau gefaßt hat, bleibt gegen die jungfräulichen Reize unbedeutender Mädchen kalt. Sie sind gleichsam seiner Erotik entfallen. Alles, was fällt, entfällt auch der Liebe. Denn die Liebe ist der Trieb zum Gleichen oder Höheren. Die humoristische Kunst, auch bei verblüffender Realistik, steht daher schon ziemlich außerhalb der Begierden. Von einem Humoristen oder Satiriker sagen, er wirke durch den Stoff unsittlich, heißt annehmen, seine Leser ständen noch auf der moralisch-psychischen Stufe der Welt, die er verspottet. Man definirt den Humor gradezu damit, daß man den Stoff und das Interesse am Stoff für überwunden hält.

V. Der gebildete Zuschauer steht aber dem Kunstprodukt leicht im Verhältniß der Ueberlegenheit gegenüber. Der geistige Prozeß, der jeden ästhetischen Genuß ausmacht, absorbirt ein gutes Theil der sinnlichen Kraft, erstickt also die Begierden. Die geistige Arbeit ist es, die psychisch-physische Kraft aufbraucht. Auch gegenüber der Wirklichkeit, beim Maler gegen das Aktmodell, beim Arzt gegen die Patientin. Das geistige Verhältniß zu den Frauen paralysirt die Erotik ein Wenig in der gebildeten Gesellschaft, die von Zeit zu Zeit den Glauben an ein platonisches Verhältniß zwischen den Geschlechtern nährt. Frau von Staël konnte mit Recht sagen, das Genie sei geschlechtlos. Was einen Bauernjungen verwirrt, braucht einem Intellektuellen gar nicht mehr zum erotischen Bewußtsein zu kommen. Eine gebildete Dame, die eine Freundin aus der Provinz durch das Museum führte, bemerkte plötzlich, daß diese vor einem Apoll erröthend die Augen niederschlug. „O Liebste, Sie sehen nur den Mann, ich erblicke in der Statue den Gott.“ Aber freilich einen Gott, der sich als Mann offenbart und in Wirklichkeit

eben ein Mann, ein nackter, schöner, junger Mann ist; wie der griechische Gott überhaupt der erhöhte (Jupiter) oder verfeinerte Mann ist (Apoll, Dionys). Der Gott aber ist hier nur der geistige Prozeß der Anschauung, Verallgemeinerung und Erklärung. Jene Dame, vorausgesetzt, daß sie ehrlich war, was man hierin wenigstens als Dame fast niemals ist, sah so viel in der Statue, daß sie über den Mann hinwegsah und ihre sinnlichen Begierden aufgezehrt wurden von den geistigen Begierden und die physische in geistige Sinnlichkeit sich übersetzte und verfeinerte. Man kann häufig beobachten, wie gebildete und zugleich temperamentvolle Frauen mit einem gewissen sinnlichen Timbre in der Stimme von Kunstwerken reden. Außerdem hat jede Kunst die Tendenz zur Verallgemeinerung, wodurch sie über den individuellen Gegenstand und Anlaß hinwegführt und so den dumpfen Sphären unserer Begierden entrückt wird. Das ist, was man unter Idealismus in der Kunst versteht. Schließlich ist es nicht der einzelne Leib: es ist die Allgemeinheit des Leibes, was man erblickt. Der Erotiker sieht Helena in jedem Weibe, der Aesthetiker sieht in Helena alle Weiber, die weibliche Schönheit schlechthin. Dadurch ist das Sinnliche ins Geistige gehoben und die Erotik gegenüber dem Objekt zum Schweigen gebracht. Aber deshalb ruht sie nicht, sondern setzt sich nur in andere, höhere, feinere, geistige und verallgemeinerte Kräfte um, löst sich in einer subtileren Erotik aus. Schließlich liebt man nicht mehr das von der Natur, sondern das von der Kunst geschaffene Weib. Hat es doch thatsächlich Männer gegeben, die sich in marmorne Heben, Aphroditen verliebt haben, wie sich manche Griechin in einen Satyr oder Dionys versehen haben will. Gerade die Verfeinerung des geistigen Prozesses erleichtert diese Umsetzung und das Spiel der Erotik in jenen höheren Sphären. Die Kunst spielt dann in der gemeinen Sinnlichkeit keine kleine Rolle; nur ist der Sinnlichkeit der Schwerfälligen hier ein Riegel vorgeschoben.

Ein zartes Lebensspiel bewegt sich zwischen dem Kunstwerk und dem Genießer. Bald nasführt, bald weckt es die Sinne. Bald ist es die Sinnlichkeit des Zuschauers, die auf das Kunstwerk, bald die des Kunstwerkes, die auf den Zuschauer übergeht. Wer irgend ein lebhaftes Gefühl hat, überträgt es auch auf die Kunst und läßt es wieder von der Kunst auf sich übergehen. Ein Mensch von inniger Pietät gegen seine Eltern wird mit einer gewissen Ehrfurcht jeden alten Mann und jede alte Frau betrachten und dieses kindliche Gefühl läßt sich nicht ausschalten bei Betrachtung von Kunstwerken, Das Selbe gilt von der Erotik. Ganz abgebrochen sind die lebendigen Beziehungen zwischen dem Kunstwerk und seinem Betrachter nur selten. Die Wirkung der Kunst hängt ab von der Lebhaftigkeit und Innigkeit, die sie selbst ausdrückt und deren der Betrachter fähig ist. Was nicht reizt, wirkt nicht, ist kein Werk. Nur muß Das nicht die Schuld des Werkes sein.

Eine sittliche Norm der Kunst kann es so wenig geben wie eine allgemein giltige politische Verfassung oder eine absolute Hygiene. Was den Einen befreit, verwirrt den Anderen. Dieser schaudert, wo Jener lacht. Ja, der selbe Mensch wird durch das selbe Kunstwerk heute gereinigt und morgen zu einer Ausschweifung verführt; genau wie die selbe Speise dem selben Menschen bald zuträglich, bald schädlich ist. Die Kunst ist auch darin wie das Leben selbst, denn sie ist erhöhtes und potenzirtes Leben. Alles fließt, wie im Leben, so auch in der Kunst. Wie wir selbst nicht immer die Selben sind, so ist uns auch die Kunst nicht immer das Selbe. Man will die Wirkungen der Kunst gesetzlich abstecken und weiß doch weder im Allgemeinen noch im Besonderen, was in einem Kunstwerk, wann und worauf es wirkt!

Die zarten und wechselreichen Beziehungen zwischen der Kunst und unserem psychischen Leben lassen sich wahrlich nicht durch Pastoren, Oberlehrer, Staatsanwälte und Polizeilieutenants bestimmen. Wer aber der Kunst schlimmer dient, die Pastoren oder die Oberlehrer, Das ist nicht schwer zu sagen: die Pastoren fürchten sie doch wenigstens noch und nehmen sie als etwas Lebendiges. Man denke, wie voll süßen Grauens Kirchenvater Tolstoi von ihrer Macht redet. Die Oberlehrer wollen uns einreden, daß Frauen nichts mit unserer Tugend zu thun haben und daß die schönen Mädchen und Frauen auf Bildwerken nur dazu da sind, uns die Lehre vom Schönen zu doziren. Freilich ist die Sinnlichkeit der Kunst etwas Anderes als die Sinnlichkeit des Lebens; und doch ist sie das Selbe, nur in neuen Nuancen und anderen Seelenschichten. Thatsächlich ist die Kunst der raffinirteste Ausdruck der Erotik wie des Willens. Daß wir uns Dessen nicht oder doch nur selten bewußt sind, nimmt ihnen nichts von ihrer Macht und Heimtücke. Die erotischen Komplikationen, die sie zur Voraussetzung oder zur Folge hat, machen sie gerade zu unserer reizvollsten Beschäftigung: der Rückkehr der Natur. Sie verbindet das Sinnliche, Existenzsteigernde in höheren Erscheinungsformen aufs Neue zu verbinden. Die Kunst ist ein sinnlicher Faktor von unberechenbarer Kraft und Bedeutung.

So lange die Menschheit liebt, wird sie eine Kunst haben; und so lange sie eine Kunst hat, wird sie nicht aufhören, zu lieben. Die Liebe ist nicht nur ihr vornehmster Inhalt: Amor selbst ist ihr heimlicher Erzeuger, sogar noch als gebundener Amor mit gestutzten Flügeln. Der Kunst die Sinnlichkeit wehren, ob von Pastors oder von Oberlehrers wegen, heißt, ihr den Lebensodem ausblasen. Denn die Kunst ist der Liebe und die Liebe des Lebens feinster Triumph.

Leo Berg.

Mac Kinley oder Bryan?

Wer wird der nächste Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika sein: William Mac Kinley von Ohio oder William Jennings Bryan von Nebraska? Die Frage ist von ungewöhnlicher Bedeutung in erster Linie für Amerika. Karl Schurz hat Das mit erfrischender Deutlichkeit ausgesprochen, als er einem Berichterstatter sagte: „Meiner Ansicht nach wird die kommende Wahl die wichtigste seit dem Bürgerkrieg sein. Während das Uebel der Sklaverei abgeschafft ist, droht nun das nicht weniger ernste Uebel des Imperialismus. Nicht nur eine kommerzielle, sondern vor Allem eine moralische Frage muß beantwortet werden. Das amerikanische Volk muß sich entscheiden, ob es die Unabhängigkeit-Erklärung und die Lehren Washingtons und Lincolns beibehalten oder sie aufgeben will, um Mac Kinley in seiner imperialistischen Politik des verbrecherischen Angriffs, der gewaltsamen Eroberung, des Wortbruches gegenüber Verbündeten (Aguinaldo vor Ausbruch der Feindsäligkeiten zwischen Filipinos und Amerikanern) und der Willkür-Herrschaft über entfernte Völkerschaften zu unterstützen." Diese schweren Anklagen erhebt der greise Staatsmann gegen Mac Kinley als den Vertreter der gewaltsamen Ausdehnungpolitik der Vereinigten Staaten. Natürlich hat die republikanische Partei den Imperialismus in das politische Programm aufgenommen, mit dem sie vor die Wähler tritt. Daß Mac Kinley den Imperialismus als Trumpfkarte ausspielen will, geht schon aus der Person des Schildknappen hervor, den man ihm im Wahlkampf an die Seite gestellt hat. Sein Vice-Präsidentschaft-Kandidat ist bekanntlich Theodor Roosevelt, der jetzige Gouverneur des Staates New-York und ehemalige Oberst der freiwilligen Reiter im spanisch-amerikanischen Kriege, ein hitziger Jingo und einer der fanatischsten Apostel des Evangeliums von Kriegsruhm und Länderwerb. Ihm gegenüber tritt der Schildknappe Bryans völlig in den Hintergrund. Adlai Stevenson, der Kandidat der Demokraten für die Vice-Präsidentschaft, ist eine anständige Null. Er war übrigens schon einmal Vice-Präsident, und zwar unter Grover Cleveland im Jahre 1893.

Unzweifelhaft ist von beiden Kandidaten Mac Kinley der gefährlichere für sein eigenes Volk wie für die übrige Welt. Außer Schurz hat auch Cleveland gesagt, der Imperialismus müsse einen Militarismus heraufführen, auf den eine so demokratische Republik wie die nordamerikanische nicht zugeschnitten ist und der ihr deshalb verderblich werden kann. Amerika, sagen diese Männer, muß aufhören, der Hort der Freiheit und des Friedens zu sein, sobald es Eroberungskriege führt und andere Völker unterdrückt. Das war auch die Ueberzeugung der idealen Väter der Republik, der Washington, Jefferson und Lincoln. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß seit dem

spanisch-amerikanischen Kriege mit erschreckender Schnelligkeit sich ein Umschwung in dieser alten Auffassung von den Aufgaben der Republik vollzogen hat. Für den „neuen" Amerikaner ist Washington ein ehrwürdiger, aber herzlich veralteter Großpapa. Sein Ideal ist Theodor Roosevelt, der immer aussieht, als ob er Jemanden fressen wollte, der seine Stellung als Marinesekretär niederlegte, um in den überaus gemüthlichen spanisch-amerikanischen Froschmäusekrieg zu ziehen, der in dem Scharmützelchen bei San Juan auf Kuba tapfer ein Hügelchen hinauflief, das ihm kaum Jemand streitig machte, und der seitdem als Kriegsheld ersten Ranges bewundert wird. Dieser Mann, der da predigt: „Wir können die ganze Welt verhauen, wenn wir wollen, und werdens auch, wir müssen Kriegsruhm haben, blutigrothen Kriegsruhm! Wer Das nicht glaubt, ist kein wahrer Amerikaner!" ist unstreitig das Muster des Amerikaners von heute. Als Prediger dieser Lehre zieht er überall im Lande umher, um für seinen geliebten Herrn und Meister Mac Kinley die Werbetrommel zu rühren. Und wenn sich im wildesten Westen oder Süden die Kunde verbreitet: „Roosevelt kommt!", dann strömen die Bauern und Kleinstädter meilenweit herbei wie zu einem Wunderthier und bereiten dem „Helden von San Juan Hill" stürmische Huldigungen. Es war nie schwer, den Amerikaner bei seiner nationalen Eitelkeit zu packen; jetzt ist es noch leichter geworden. Es braucht nur Jemand das Sternenbanner zu schwenken, — und der sonst so ruhige und vernünftige Amerikaner bekommt sofort einen Anfall von patriotischer Hysterie. Wie alle Angelsachsen oder angelsächsisch Gefärbten hat der Amerikaner eine gründliche Nichtachtung aller nicht angelsächsischen Rassen, besonders aber der sogenannten farbigen Rassen. Der junge Amerikaner, der gegen die Filipinos kämpfen geht, betrachtet Das als eine Erholung, als einen vorzüglichen Spaß, für den er das unsäglich frivole Wort „nigger-hunting" erfunden hat. Er geht Neger schießen, auf die Negerjagd, so ungefähr wie der Europäer auf die Hasenjagd. Ihm ist der dunkelhäutige Filipino nichts als ein verachteter „Nigger" und er schießt ihn genau so ruhig nieder wie den Nigger im Süden seines eigenen Landes, der sich an einem Amerikaner oder an einer Amerikanerin vergriffen hat. Er kann also beim besten Willen nicht verstehen, weshalb sich Karl Schurz, Grover Cleveland, William Jennings Bryan und Andere so gewaltig über die harmlose Negerjagd auf den Philippinen erregen. Alle diese Niggerjäger und alle ihnen verwandten schönen Seelen werden unzweifelhaft für Mac Kinley und Roosevelt stimmen, die Mehrer des Reiches, die Apostel des Kriegsruhmes, die „neuen" Amerikaner. Doch darin liegt nicht die einzige Gefahr der Kandidatur Mac Kinleys. Wird er gewählt, so werden die Jingos künftig noch unverfrorener auftreten. Aber auch die Trusts, deren Schutzpatron der Senator und Monopolist Mark Hanna ist, der „Besitzer" Mac Kinleys,

werden dann noch üppiger ins Kraut schießen und das Publikum und die Arbeiter noch despotischer behandeln als bisher. Nach außen würde die Politik noch anmaßender und herausfordernder werden, besonders gegen Deutschland, dem kein Jingo sonderlich hold ist. Mac Kinley selbst soll freundschaftliche Gefühle für Deutschland hegen, aber er steht unter dem Einfluß der Jingos und muß in einer Republik wie der amerikanischen mit der verbrecherischen Leichtfertigkeit der Demagogen in der Presse und im Kongreß rechnen, die ihn jeden Augenblick in eine gefährliche Lage verwickeln können. Noch gefährlicher erscheint mir aber die Hinneigung Mac Kinleys und seiner Leute zu England, dem giftigen Neider Deutschlands, und das bereitwillige Lauschen auf den englischen Sirenengesang von dem nothwendigen Zusammengehen des Angelsachsenthums gegen alle übrigen Völker. Die tückische englische Politik würde mit verdoppeltem Eifer ihre früheren Versuche wiederholen, den heißgeliebten angelsächsischen Vetter in Amerika gegen den verhaßten deutschen Konkurrenten auf dem Weltmarkt aufzuhetzen.

Was aber würde geschehen, wenn Bryan gewählt würde? Die Angst vor plötzlichen Gewaltthätigkeiten in der auswärtigen Politik würde weichen. Europa und besonders Deutschland brauchten nicht jeden Augenblick auf jingoistische Anrempelungen gefaßt zu sein. Die Niggerjagd auf den Philippinen würde aufhören. Den anmaßenden Monopolisten vom Schlage Mark Hannas würde Bryan die Thür des Weißen Hauses vor der Nase zuschlagen und ihnen scharf auf die langen Finger sehen. Nur bliebe die eine beängstigende Ungewißheit, was aus der Goldwährung wird und ob Bryans Liebäugelei mit den Silberlingen nicht unsichere Verhältnisse schüfe und in Folge Dessen das Geschäft verdürbe. Nebenbei mißtraut wohl auch noch dieser oder jener unsaubere Profitschinder Bryan wegen seiner Vorliebe für gewisse Grundsätze der Sozialisten. Natürlich versuchen die Republikaner ihr Bestes, dem Volke die Ueberzeugung beizubringen, daß Bryans Silberwahn dem Lande verhängnißvoller werden müßte als der Imperialismus. Darauf wird von Karl Schurz und Anderen erwidert: Nur keine Angst! Wenn er gewählt würde, könnte Bryan seine Silber-Ideen während seiner vier Präsidentenjahre nicht verwirklichen, da der Kongreß augenblicklich keine Mehrheit von Silberlingen enthält, die im Stande wäre, ein entsprechendes Gesetz zur Annahme zu bringen. Innerhalb der nächsten vier Jahre stehen freilich für das Repräsentanten-Haus und für zwei Drittel der Mitglieder des Senates Neuwahlen bevor; aber selbst sie, heißt es, könnten den Silberlingen keine Mehrheit verschaffen, namentlich nicht im Senat.

Ob dieser Beschwichtigungversuch auf die große Masse, besonders auf die Deutsch-Amerikaner, wirken wird, ist vorläufig noch recht zweifelhaft. Die Deutsch-Amerikaner schreckt Bryans frühere Silbercampagne. Wird er nicht

vielleicht doch Kursstürze und schlechte Geschäfte bringen? Nur wegen dieser Furcht wird die sonst heiß ersehnte Abrechnung mit den Jingos vielleicht verschoben werden; denn selbst Karl Schurz wird die Deutsch-Amerikaner nicht als geschlossenen Heerhaufen ins Lager Bryans führen können.

Bis zum sechsten November, dem Tage der Wahl, hat der Wähler noch Zeit genug, sich Alles zu überlegen. Ist die Mehrzahl des Volkes politisch so erleuchtet, wie sie zu sein glaubt, so wird sie den süßen, aber unverdaulichen imperialistischen Pudding ausschlagen und lieber in den sauren Bryan beißen. Im anderen Fall wird das Volk die schmucklose, aber solide Republik Washingtons niederreißen und an ihrer Stelle die glänzendere, aber wackelige Republik Mac Kinleys und des „neuen" Amerikaners errichten.

New-York. Henry F. Urban.

Gefängnißaufseher Streuber.

Durch das kleine runde Fensterloch unter der Zellendecke ließ der Herbsttag einen sonnigen Lichtkegel fallen, der von der gegenüberliegenden Kerkerwand in Form einer Ellipse geschnitten wurde. Auf diesen goldenen Kegelschnitt an der getünchten Wand, in den fünf Gitterstäbe ihre feingrauen Schattenkreuze vertheilten, hatte der mit Ketten schwer belastete Bursche nun schon seit einer Stunde aus weiten, geöffneten Augen hingestarrt. Was dort an der Wand in Ellipsenform zitterte und flimmerte, war das goldene Licht, von dem er morgen für immer Abschied nehmen sollte, morgen früh um sechs Uhr auf dem Gefängnißhof . . . Aber er dachte kaum an den Tod. Er dachte an das Leben.

Konnte der Tod schmerzhafter sein? Für ihn? Die Gespielen seiner Jugend waren Hunger und Hiebe gewesen. Die Ketten, von denen ihm jetzt die Hände niedergezogen und die Füße gedrückt wurden, waren nicht schwerer als die vielen unsichtbaren Ketten, die er von Jugend auf hatte schleppen müssen. Ein hartes Klirren war durch sein ganzes Leben gezogen, sobald er nur eine Hand geregt hatte oder einen Fuß. Lohnte der Tod nicht besser als das Leben? —

Von wem hatte der Neunzehnjährige diese Gedanken? . . Das war eine seltsame Geschichte . . . Vom Gefängnißaufseher.

Daß sich der Gefängnißaufseher Streuber unter Seinesgleichen wohl gefühlt habe, konnte man schon deshalb nicht sagen, weil er Seinesgleichen nicht hatte; das Wort uniform paßte höchstens auf seinen Rock. Dank seines Wesens tiefstem und in dieser Uniform seltsamen Triebe, über die ersten und letzten Fragen des Lebens nachzusinnen und sich eine feste Meinung über sie zu bilden, war er von seinem Stande geistig weit in die Ferne gerückt. Ein fast krankhaft geschärfter Blick für das Knochengerüst, das entkleidete Gerippe des Daseins hätte diesen Mann vielleicht zu einem bedeutenden Philosophen reifen lassen, wenn das mißtrauische Leben ihn nicht von den Holzpantoffeln und dem Peitschenstiel des westpreußischen Hirtenjungen zur Muskete und von da drei Jahre später

zum klirrenden Schlüsselbunde und den schlechten Gerüchen in dem großen Zellenhause getrieben hätte.

Nun wäre ohne Zweifel Johannes Streuber dadurch, daß er bis zu seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr weder lesen noch schreiben konnte, vor der gefährlichen Sandbank bewahrt gewesen, die gar manche unserer Denker ins Flache gerathen und alsbald auf dem Trocknen sitzen läßt: er konnte nicht zu viel lesen und zu viel schreiben. Leider war aber dieser selbe Umstand im Bunde mit einer streng gewahrten Verschwiegenheit seiner geheimsten Gedanken widerum schuld daran, daß Johannes Streuber als Philosoph bisher von keinem Menschen geschätzt worden war außer von den letzten Gedanken einiger durch das blitzend niedersausende Mittel des Scharfrichters unweigerlich zum letzten Schlummer Genöthigten. Und hier beginnt das eigentlich Seltsame in dem Leben des Aufsehers Streuber.

In der Stellung eines Gefängnißbeamten füllte er seinen Platz als staatliches Produkt aus, hatte sein Brot, sein Pfeifchen und — was ihm mehr als das Brot und sogar als das Pfeifchen war — seine Gedanken. Gedanken, die die Welt unter einander anklagten und entschuldigten. Die jedwedes Erlebniß durch einen Trichter auf ein feines Sieb schütteten und nun tagein, tagaus daran siebten, bis die letzten bleibenden Kerne, gesäubert von allem Staube, so Menschenfüßler aufwirbeln, und dem Schutt der sogenannten Kultur, blank vor dem niederspähenden Blick dalagen. Keinem vertraute er seine Gedanken an. Verwandten nicht, weil er keine hatte, dem Troß der Gefangenen nicht, weil er, seiner Pflicht getreu, mit ihnen keine Unterhaltung pflog, — bis auf einen Fall; bis auf diesen einen Fall war Streuber sogar mehr als peinlich in seinem Dienst und den kurzgeschorenen Bewohnern des großen Kerkerhauses recht unbequem. Denn, abgesehen von dem einen Fall, hielt Streuber die Gefangenen keineswegs für unglücklicher als andere Menschen. Bei seiner eigenen Art der Lebensbetrachtung meinte er: Ketten klirrten überall, in jedem Hause, die Gefängnisse brächten nicht so schlimme Strafen wie das Leben selbst und die Meisten, hinter denen sich die schwere Pforte einmal geschlossen, fühlten eine Ruhe und Sicherheit sich ums Herz legen, die draußen in der Welt selten nur zu erhaschen sei. Darum that er den Gefangenen gegenüber für gewöhnlich ruhig und pünktlich seine Pflicht. Kein anderer Beamter war so findig im Entdecken jener Schleifbriefe, durch die sich die alten geriebenen Verbrecher zu verständigen liebten. Mochten die Kassiber durch die Heizröhren, die Lüftungschächte oder durch die Ausflußleitungen befördert werden, mochten sie in der Briefschreibzelle oder Vorführungzelle, den Arrest- oder Baderäumen, den Abtritten oder den Büchern der Gefängnißbibliothek versteckt sein, mochten sie sich in der zusammengewickelten schmutzigen Wäsche, die sonnabends herausgegeben wurde, im Mülleimer, im Salz- oder Sandfaß, im Putzpulver, in der Wichse, im Brot oder in der Tasche eines hilfbereiten „Kalfaktors" finden: Vater Streuber entdeckte sie, ohne sonderlich danach zu suchen. Denn Das wäre gegen seine Natur gewesen. Sein scharfer Blick aber bemerkte, woran seine Kollegen achtlos vorübergingen.

Bei den Gefangenen war Vater Streuber, wenn auch gefürchtet, nicht eigentlich unbeliebt; denn so schweigsam er seine Schuldigkeit that, so ernst er von früh bis spät mit zusammengekniffenen Lippen dreinschaute: nie ward er

heftig, niemals ungerecht oder böse. Seit er in seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr Zeit zu ernstem Selbstunterricht gefunden hatte, waren ihm die einsamen Mußestunden bei einem Buch und seiner Pfeife das reinste Glück. Er las namentlich geschichtliche und naturwissenschaftliche Werke, nie Erzählungen, selten Gedichte. Sicher wäre diese Bildung einseitig und verschroben geworden, wie so oft bei sich selbst Unterrichtenden, je nach der zufälligen Wahl und Aufeinanderfolge der Bücher, hätte er nicht den Grund seiner Weltauffassung schon in sich getragen, bevor er mit der „Bildung" begann. So lebte er auf festem Boden. Immer that er seine Pflicht, — bis auf einen Fall. Immer war er schweigsam, — bis auf einen Fall.

Dieser eine und seltsame Fall hätte ihn vielleicht schon um seine Stellung gebracht, wenn seine Vorgesetzten Kunde davon gehabt hätten. Aber keinem der Gefängnißaufseher schenkten insbesondere die Inspektoren so unbedingtes Vertrauen wie Vater Streuber; er selbst hütete sich wohl, von diesem Ausnahmefall zu sprechen, und Die sonst darum wußten, waren alle sehr schweigsam, sehr stumm . . . Eine Ausnahme machte nur der neunzehnjährige Todesanwärter, der mit weitgeöffneten Augen auf den goldenen Kegelschnitt oben an der getünchten Kerkerwand starrte. Auch dieser Bursche wird morgen früh um sechs Uhr nichts mehr verrathen können. Und schon schob sich der Kegelschnitt, dessen Fläche leise zittert wie goldenes Wasser, mählich höher, sammt den fünf feingrauen Gitterstäben, die ihn durchkreuzten. Er rückte zur Decke hinan und sein Gold verwandelte sich in ein lichtes Rosa: die Sonne ging dem Verbrecher zum letzten Male unter.

Bei diesem Gedanken lief ein Schauder über seinen Leib. War es denn möglich? Morgen um diese Stunde längst kalt und steif, wohl gar verscharrt . . . Der Bursche zitterte. Ihm war, als wehe plötzlich eine eiseskalte Luft ihn an und laufe erstarrend über seine Haut, vom kurzgeschorenen Kopf bis zu den Hacken in den Wollensocken.

Da hörte er draußen auf dem Korridor einen langsamen, leise schlürfenden Schritt kommen. Vor der Zellenthür verstummte das Geräusch. Ein Schlüssel wurde ins Schloß geschoben. Das Eisenwerk klirrte und durch die sich öffnende Thür trat leise Trost und Hoffnung, trat Streuber herein; ein Mann in den fünfziger Jahren, mittelgroß und hager. Volles graues Haar bauschte sich über der fast unnatürlich hohen Stirn, ein paar große Augen von grauer Farbe und merkwürdiger Klarheit blickten mild unter buschigen Brauen aus dem graubärtigen Gesicht. Der Schnurbart war kurz und gleichmäßig gestutzt wie eine Wichsbürste, so daß der auffallend große Mund mit seinen hart aufeinander liegenden Lippen wie ein langer Gedankenstrich darunter zu sehen war, während eine senkrechte Falte zwischen den Augenbrauen gleich einem Ausrufungzeichen vor der hohen Stirn stand und die breiten Ohrmuscheln das seltsame Gesicht wie zwei schildwachtstehende Fragezeichen einrahmten. Diese Interpunktion zu Dem, was in des Kerkermeisters Gesicht geschrieben stand, mußte jedem Seelenleser orthographisch erscheinen, wenn er jetzt den milden und doch klaren, fast forschenden Blick sah, mit dem die grauen Augen auf den bebenden Verbrecher niederschauten.

. . . Es war wieder Vater Streubers Fall. Wieder hatte die Menschheit ein Bluturtheil gefällt; und hier saß das Schlachtopfer vor ihm. Dieser

Mord laut Urtheil war es, der ihn jedesmal aus dem Gleise seiner schweigsamen Tagesgewohnheiten schleuderte. Er hatte es gelesen, ehe er noch lesen konnte, daß an dem Uebles und Bösen in der Welt nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil auf die Schultern der sogenannten Verbrecher entfällt. Er hielt es für das schwerste Verbrechen, einen Menschen kalt und ruhig auf gemeinsamen Beschluß hin abschlachten zu lassen, mochte es selbst der ärgste Verbrecher sein. Es schien ihm eine höhere Pflicht als Beamtenpflicht, diesen unglücklichen Opfern, die, meinte er, doch auch ein Stück von uns waren, der letzten Stunden Todesangst so viel wie möglich zu lindern, eine Todesangst, wie sie selbst der meuchlings bei Nacht Ermordete nicht ausstcht, da er bis zum letzten Augenblick noch hofft und kämpft. Noch ein anderer Beweggrund veranlaßte ihn, sich der zum Tode Verurtheilten in ihren letzten Stunden wie ein Vater anzunehmen. An allem Außergewöhnlichen suchte seine einsam spinnende Gedankenwelt Fäden zur Anknüpfung und Weiterleitung. Es kam bei ihm Etwas wie zehrende Neugier zusammen mit der Sehnsucht, die in dem erhabenen Mitleid großer Herzen liegt. Und doch: bei seiner düsteren Art der Weltbetrachtung empfand er es zugleich fast wie einen Sieg, hier wieder einmal die Menschennatur zu fassen, wo sie ihre Grenzen gesteckt sieht.

Und hier durfte er sein Schweigen brechen. Er selbst hatte sich diesen Bruch erlaubt. Hier durfte er endlich einmal seines Gedankenlebens heimlichen Inhalt ausgießen in ein Gefäß, weil es sogleich zerbrach. Wie die Hellenen einst neue Thongefäße, noch unbenutzte, zu diesem Zweck künstlerisch gefertigte, in die Gräber legten, gab er den in den Tod Gehenden seine nicht übel ciselirte Weltmeinung mit auf den Weg. In einer volksthümlichen Kritik des menschlichen Gastspiels auf diesem Planeten bewies er ihnen mit Gründen, die er (ohne Schopenhauer zu kennen) so fest wie Nägel einzuschlagen wußte, daß das Leben schlimmer sei als der Tod. Und Viele gingen so, durch ihn überzeugt, den letzten Weg aufrecht und getröstet . . . Sollte es ihm diesmal nicht gelingen?

„Es ist gut, daß Sie kommen", sagte der junge Verbrecher und schob sich unruhig auf seinem Sitz hin und her; dabei klirrten die Ketten leise.

„Es ist nichts gut, was da kommt", sagte mit mildem Lächeln der Kerkermeister, „es sei denn das Ende. Aber nun wollen wir mal ans Abendbrot denken", fuhr er fort, als er den unruhigen Blick des Burschen bemerkte; „worauf hätten Sie wohl Appetit?"

„Auf gar nichts. Ich danke für diese Henkersmahlzeit."

„Sagen Sie Das nicht. Ein gutes Glas Wein und ein Stück Braten schaden keinem Menschen was. Würden Sie lieber Weiß- oder Rothwein trinken? Ich rathe zu Roth, da schlafen Sie schön nach. Ich werde Ihnen 'ne Flasche guten Bordeaux bestellen. Und dann: was meinen Sie zu Kotelette mit Spargel? Oder Beefsteak mit knusprigen Bratkartoffeln und einer Senfgurke? Na, ich werde Ihnen schon was Gutes bestellen. Sie sollen mal sehen: Das wird Ihnen schon schmecken. Warten Sie man ein kleines Weilchen; ich bin bald wieder da."

Als sich der Thürriegel wieder klirrend hinter Vater Streuber geschlossen hatte, schlich auf leisen Sohlen sogleich die Furcht wieder aus den dunklen Ecken der Zelle hervor und trat dicht an den Verbrecher heran. Der Kegelschnitt an der Wand war jetzt purpurroth geworden und war oben zwischen Decke und

Wand rechtwinklig gebrochen; wie rothes Blut zitterte dort das sterbende Sonnenlicht, in dem die Kreuze der Fenstergitter immer matter wurden, und entschwand dann allmählich ins Nichts. Die Wand wurde dunkel; nur ein schwaches Dämmern kam noch aus dem Fensterloch herein.

Nun nestelte die Furcht sich fester an den Einsamen, nun faßte und rüttelte sie ihn, daß seine Glieder flogen: „Weh Dir: so purpurroth, wie es eben dort an der Wand zitterte, wird Dein Blut morgen entströmen; so verschwinden wirst Du aus der Welt und verlöschen, wie jener Lichtschein dort verschwand. Und glaube nur nicht, daß es im Jenseits keine Strafe giebt." . . .

Heftig schüttelte der Verbrecher den Kopf. „Daran glaube ich nicht!" Aber die Furcht ließ nicht nach. „Wehe Dir: Du hast ein furchtbares Verbrechen begangen," flüsterte ihre schreckliche Stimme dem Zitternden zu. „Darauf lauert die Strafe im Diesseits und Jenseits, bei Gott und den Menschen."

„Was ist Gott? Ich kenne keinen. Es giebt keinen Gott."

„Wirst es schon erfahren," flüsterte die Furcht und umfaßte ihn von oben her wie mit hundert Armen, „wenn Dein Kopf gleich einer Kegelkugel auf die Bretter gepoltert ist. Wehe Dir!"

„Dann bin ich tot und Alles ist vorbei."

„Glaube Das nicht," erwiderte die Furcht, deren eisiger Hauch ihn umfing. „Meinst Du, das Blut, das Du vergossen hast, schreie nicht zum Himmel? Wie war es an jenem Frühlingsmorgen in der jungen Birkenschonung? Weißt Du noch, wie die alabasterweißen Birkenstämmchen so rein und keusch in dem Sonnenlicht des Maimorgens leuchteten? Wie eine Kirche voll weißer Altarkerzen! Und über ihnen hing das hellgrüne Haar der Zweige wie wallende Seide, von der Sonne gelblich durchleuchtet. Alles war so jungfräulich und hold, — und da hast Du gemordet!"

„Ich war nicht bei Sinnen," stieß der Bursch hastig heraus, während ihm der Angstschweiß aus allen Poren brach. „Ich hatte am Sonntag zum ersten Male ein großes Goldstück in Händen, zwanzig Mark, hatte stark getrunken da draußen und getanzt; Montag machte ich blau, ich war noch nicht nüchtern am Morgen und trank Portwein, den ich noch nie in meinem Leben getrunken hatte. Mein Blut wirbelte und kochte, ich war nicht bei Sinnen als ich durch den Wald ging. Und es packte mich mit Wahnsinn, als — "

„Wahnsinn," höhnte die Furcht. „Dein Verbrechertrieb packte Dich, Deine Mörderlust, für die Du hier und dort ewig büßen sollst, ewig . . . verstehst Du dies Wort? Jetzt wird Dich der Wahnsinn packen, jetzt! Fluch und ewiges Verderben über Dich!"

„Nein! Es kann kein ewiges Verderben geben!" Er warf sich zu Boden, als ob ihm im Liegen Erleichterung kommen müsse.

Da schlurfte draußen wieder der selbe Tritt und gleich darauf rasselte das Schloß. Aufathmend setzte sich der Verbrecher auf seiner Pritsche zurecht.

Vater Streuber kam mit Licht und einer Flasche Rothwein, die leise an dem Glase klirrte. Sein scharfer Blick erkannte den Zustand des Verurtheilten. „So. Sie sollen mal sehen," sagte er in behaglichem Tone, während er Licht und Glas auf den Schemel niederstellte und die Flasche entkorkte, „Das wird Ihnen gut thun."

„Ich mag nicht trinken," sagte der Verbrecher, dessen Stimme noch immer zitterte. Und plötzlich: „Ist keine Begnadigung mehr möglich?"

„Die ist allerdings noch sehr möglich" sagte Vater Streuber mit ehrbarer Miene.

„Aber dann müßte sie doch heute Abend noch kommen?"

„Das ist nicht gesagt," log der Alte weiter. „Im Gegentheil: es kommt sehr häufig vor und ist sogar wahrscheinlich, daß sie erst morgen früh da draußen statt des Todesurtheils Ihnen verlesen wird." Er wußte: Das war unmöglich, denn das Gnadengesuch war schon abgelehnt, aber die Erweckung dieser falschen Hoffnung war jetzt, da seine Trostgründe, wie er sah, nicht gewirkt hatten, das letzte barmherzige Mittel.

Der Verbrecher athmete auf. „Und glauben Sie wirklich an meine Begnadigung?"

„Ich glaube bestimmt daran, weil Sie so jung sind. Hier, nehmen Sie das Glas. Trinken Sie."

Der Verbrecher nahm. Seine Hand zitterte noch, daß die Kette klirrte. Er trank einen Schluck und gleich darauf noch einen. Sein Gesicht wurde ruhiger. Ueber die Züge des Alten flog Etwas wie ein Wetterleuchten.

„Aber wenn ich nun doch nicht begnadigt werde! . . . Meinen Sie, daß es ein Leben nach dem Tode giebt?"

„Ach Unsinn," lachte der Aufseher. „Glauben Sie doch so was nicht. Wozu wäre denn der Tod sonst da? Leben nach dem Tode! Da müßten ein Affe oder Hund eben so gut ein Leben nach dem Tode haben. Ich hatte als Hütejunge in meiner Heimath einen Hund, der besaß zehnmal mehr Verstand und Tugenden als der stumpfsinnige alte Füllenfütterer auf dem Gut. So ein Unsinn!"

„Ja, man sagt doch, wir Menschen haben Seelen, die nachher —"

„Narren sagen das. Die Seele ist das Gehirn. Einem Holzfäller zu Hause in der königlichen Forst fiel ein Baum auf den Kopf; fortan konnte er sich nur noch an zwei oder drei alte Geschichten aus seiner Jugend erinnern, alles Andere in seinen Gedanken war weg, wie ausgelöscht. Na: wenn nun erst das ganze Gehirn verfault ist, was dann? Dann ist Alles wie weggeblasen. Und was bleibt sonst noch von der ‚Seele' wenn wir das Denken ausnehmen? ‚Gefühle?' Liebe, Freude, Zorn, Haß: das Alles haben die Thiere auch. Das Alles ist schon tot, wenn der Körper noch zum letzten Male zuckt. Der Körper ist zäher als die ‚Seele'. Das können Sie glauben."

„Aber für den Körper ist es wohl sehr schmerzhaft?" fragte mit großen furchtsamen Augen der Verbrecher.

„Der Tod? Keine Spur. Da hören ja gerade alle Schmerzen auf."

„Sahen Sie schon . . . einmal . . . Einen . . . hingerichtet werden?"

„Schon Sechs oder Sieben."

„Die schrieen wohl sehr?"

„Kein Einziger. Das ist ein sehr leichter Tod", log der Aufseher mit einem Strohhalm zwischen den kurzen schwarzen Stummeln seiner Vorderzähne. „Sie meinen, es geht erst los, dann ists schon vorbei. Sie fühlen gar nichts, so schnell gehts. Die Gesichter von den Hingerichteten sahen alle so ruhig und friedlich aus; da konnte man ordentlich neidisch werden."

Der junge Todeskandidat athmete tief auf und trank wieder einen Schluck Wein. Auch auf seinem blassen Gesicht wurde es ruhig und friedlich. Wieder flog es über die Züge des Alten wie ein Wetterleuchten. „Aha!“ sagte er dann, „da höre ich den Kalfaktor schon mit dem Abendessen heraufkommen.“

„Ich habe gar keinen Appetit.“

„Wird schon kommen, hier, nehmen Sie nur schnell einen Schluck Aquavit. Das giebt Hunger“. Er holte ein Fläschchen aus der Rocktasche und reichte es ihm. „So, Das wird Appetit machen“, sagte er, als der Bursche getrunken hatte, und verbarg das Fläschchen schnell wieder in der Tasche, während er dem Kalfaktor die Thür öffnete.

Ein scharfer Geruch von gebratenen Zwiebeln und Beefsteaksauce strömte in die Zelle. Der Verbrecher bekam wirklich Lust, zu essen. Als der Kalfaktor hinausgegangen war, nahm er auf Zureden des Alten zuerst ein Stück Gurke, dann ein paar Bratkartoffeln, die er in die Sauce tunkte, und schließlich verzehrte er das ganze Beefsteak. Dann trank er einen tüchtigen Schluck Rothwein und lehnte sich behaglich zurück.

„Sehen Sie wohl“, sagte Vater Streuber und goß ihm das letzte Glas ein, „nun, dies Glas trinken Sie nachher kurz vorm Schlafengehen“. Er setzte das Geschirr draußen im Korridor auf ein Fensterbrett und kam wieder herein. „Ein Viertelstündchen können wir ja noch plaudern, bis es Schlafenszeit ist. Na, ist Ihnen jetzt nicht ganz wohl?“

Der Verbrecher nickte. „Ich denke über Das nach, was Sie vorhin sagten. Sie haben wohl viel in Büchern gelesen?“

Vater Streuber schüttelte den Kopf und lehnte sich an den Rand der Bettstelle. „Nicht so sehr viel.“

„Sie wissen aber doch von Allem Bescheid. Mir scheint, Alles, was Sie sagen, ist wahr.“

Ueber den großen, scharfgeschnittenen Mund des Alten glitt ein flüchtiges Lächeln. „Das macht, ich war von Jugend auf schon immer hinter her, Allem auf den Grund zu kommen. Ich weiß noch: als kleines Kind hatte mir einst zum Geburtstage meine Pathe ein Spielzeug, ein kleines Lamm auf Rollen, geschenkt. Das hatte ich noch an dem selben Tage mit dem Kartoffelschälmesser meiner Mutter aufgetrennt und zerlegt, um zu sehen, ob Sägespähne oder Seegras es so gut genährt hatten und wie die vier Holzbeine in dem Rumpf befestigt waren.“

Der Verbrecher hörte mit einem fast behaglichen Lächeln zu; seit Monaten hatte Niemand mit ihm geplaudert.

„Na“, fuhr der Alte fort, „was die Erwachsenen treiben, ist ja weiter nichts als eine Fortsetzung der Kinderspiele. Ich glaube auch, daß es für die Welt, für all die Milliarden Sterne ringsum genau so viel ausmacht, ob wir als Kinder mit Sand spielen oder als Erwachsene mit einem Geschäft oder Amt uns abgeben. Ob wir mit Bleisoldaten oder wirklichen Soldaten Krieg führen, ist —“

Er unterbrach sich und horchte nach der Thür. „Ich dachte, es käme Jemand. Aber es wird auch bald Zeit, zu Bett zu gehen. Wenn ich fort bin, trinken Sie nur ruhig Ihren Wein aus und denken an nichts. Wie gesagt, ich glaube bestimmt, daß morgen Ihre Begnadigung kommt.“

„Wenn aber nicht?“

„Sie kommt. Verlassen Sie sich drauf. Und wenn sie wirklich nicht käme: der Tod hat nichts Schlimmes. Weh thuts nicht. Ihr Leben war schwerer. Und Alles von einem ‚Jenseits‘ ist Unsinn. Nun trinken Sie man ruhig! Ein schöner Wein, nicht? Und dann schlafen Sie. Gute Nacht.“

„Gute Nacht! Danke auch schön, Herr Streuber.“

. . . Der Alte hatte seinen Zweck erreicht. Als er eine Stunde später mit seinem Pfeifchen zwischen den schwarzen Stummelzähnen leise den Korridor hinaufschlich und an der verschlossenen Thür horchte, hörte er die ruhigen Athemzüge des Schlafenden. Abermals lief ein Wetterleuchten der Befriedigung über das durchfurchte Gesicht, als er nun an das offene Korridorfenster trat und mit großen Augen in den Sternhimmel hinausblickte, der silbernflimmernd und weit sich ausspannte über den Gefängnißhof und die abendlich raunende Stadt ringsum und die Länder weit darüber hinaus. Nun sein Blick von den geöffneten Wunderaugen der Nacht zur Erde zurückkehrte und nieder fiel auf den totenstillen Gefängnißhof, erblickte er dicht an der Hauswand unter der Dachrinne ein weitbauchiges düsteres Wasserfaß, bis zum Rande gefüllt. Und in diesem pechschwarzen Regenwasser vergangener Tage spiegelten sich jetzt drei Sterne wie drei Silberlilien mit langen feinen Silberstielchen . . . Da nickte der Alte mit stillem Lächeln, schob seine Pfeife in die andere Mundecke und schaute mit klaren Augen wieder nachdenklich hinauf in die zwinkernde Lichtleinfülle des Unendlichen.

Vor Sonnenankunft, im hechtgrauen Dämmerlicht der Frühe, trat der Aufseher Streuber mit einem Unteroffizier an die Lagerstätte des Träumenden und ergriff ihn am Arm. Verschlafen drehte er den Kopf, ohne die Augen zu öffnen.

„Stehen Sie auf, es ist Zeit“, sagte der Aufseher laut.

„Es ist Zeit“, wiederholte er noch im Traum, im goldenen Traum, einem Lande mit lachendem Licht und Glück. Doch plötzlich, wie mit einem Schlage, kam ihm die Besinnung. Mit hastigem Ruck richtete er sich auf. Die Ketten klirrten. Sein vom Schlummer leicht geröthetes Gesicht wurde schneeweiß, als er die Männer sah. Aufrecht sitzend fragte er: „Ist . . . ist die Begnadigung da?“

„Noch nicht. Ziehen Sie sich an.“

Der Verbrecher sprach kein Wort mehr. Zitternd kleidete er sich an. Das Frühstück wies er schweigend von sich. Aber als der Pfarrer zu ihm eintrat mit ernster Miene und einem schwarzen Buch, auf dessen Deckel ein silbernes Kreuz lag, schrie er ihn heftig an: „Lassen Sie mich!“ Der Geistliche, ein starker Mann mit breiten Zähnen, blauen Augen und weißem Haar, redete ihm eindringlich zu. Er wich ihm nicht von der Seite, obwohl der Verbrecher nicht auf ihn hörte. Als der Unteroffizier die Thür öffnete und eine Sektion Soldaten auf dem Korridor sichtbar wurde, fing der Verbrecher plötzlich zu weinen an. Der Pfarrer sprach mild und ernst ihm zu, sprach von Gott und Heiland. Der Verbrecher begann zu toben. „Läßt Euer Gott und Heiland es zu, daß man mich hinschlachtet?“ rief er mit schäumendem Munde, während seine blassen Wangen von Thränen glänzten. Widerstrebend verließ er die Zelle. Auf der Treppe blieb er wiederholt stehen und mußte von den Soldaten weitergeschoben werden. Die Beine waren ihm steif und kraftlos; er taumelte.

Weithin breitete sich hoch über dem fahlen Gefängnißhof das Morgenroth. Von seinem purpurn leuchtenden Baldachin kam ein dunkelrothes Glühen hernieder und flimmerte an den Helmspitzen der Soldaten, als wären sie mit Blut gestrichen; auf dem mächtigen holzgelben Brettergerüst inmitten des Hofes schimmerte ein schwacher Lilaschein, wie Fleischfarbe.

Der Verbrecher sah Alles. Ein großer schwarzer Mann, der auf dem Brettergerüst stand, erregte trotz der Angst seine Neugier. Eine Minute lang war er ruhiger; er dachte an die Begnadigung. Und als er die Treppe zum Gerüst emporstieg, schluchzte er nur leise.

Aber statt der Begnadigung wurde ihm das Todesurtheil verlesen. Da plötzlich begann er, zu rasen. Er wollte vom Gerüst hinabspringen. Man hielt ihn fest. Man wollte ihn zum Blutstuhl hinziehen: er klammerte sich an den Absperrungstrick fest und weinte und schrie und bat um Gnade. Man riß ihn los, seine Nägel bluteten.

Vater Streubers Philosophie hielt nicht Stand. „Erbarmen, Erbarmen!“ schrie der Sträfling, „ich bin noch so jung!“ Man wollte ihm das Hemd am Halse öffnen; er biß und schlug um sich. Der Priester hielt ihm das Kreuz hin. „Retten Sie mich lieber! Lassen Sie mich nicht morden, wenn Sie ein Christ sind!“ Seine vom Weinen gerötheten Augen flackerten in Todesangst.

Sechs, jetzt acht Fäuste packten ihn und legten ihn nieder. Er sah noch, wie das Morgenroth einem hellgelben Glanz und Schimmer wich. Er bemerkte Alles in diesem Augenblick. Tausend Gedanken schossen ihm durchs Hirn. Seine Kindheit in klaren Bildern, sein ganzes Leben stand zugleich mit der Gegenwart, der schrecklichen Umgebung vor ihm. Seine Gedanken waren klar und doch wirbelnd. „Die Sonne muß gleich aufgehen,“ dachte er, als er einen Blick in die Höhe warf. Dann wurde ihm der Kopf hinuntergedrückt und festgeschnallt. Drei Männer preßten seine Beine auf den Bretterboden.

Droben auf dem Korridor des Gefängnisses stand der Aufseher Streuber. Er verwandte kein Auge von dem Schauspiel. „Wie sie wieder Blut lecken, die ...“

Als der Kopf eingeschnallt war, lag der Verbrecher zwei, drei Sekunden ganz ruhig. Er horchte voll Todesneugier auf ein Geräusch. Da hörte er, wie der Mann neben ihm einen Fuß zur Seite setzte. Er wußte, daß er jetzt zum Hiebe ausholen würde und plötzlich strampelte er wieder mit allen Gliedern wie wahnsinnig. Mit vieler Mühe hielten ihn die Männer fest. Ein scharrendes, wetzendes Geräusch der strampelnden Füße, ein winselndes Würgen aus der Kehle: da blitzte das Beil. Im ersten Strahl der aufgehenden Sonne blitzte es. Und die lächelnde, jungfräuliche, aufsteigende Sonne erblickte einen rollenden Kopf mit blutigem Halsstumpf und einen starren Rumpf.

... Vater Streuber athmete tief auf. Mit einem schweren Seufzer schaute er über das Blutgerüst weg zur Sonne empor, die immerfort lächelte und höher schwebte. Plötzlich hörte er Tritte hinter sich und drehte sich um. Ein Kalfaktor kam mit einem großen Mülleimer und wollte die Treppe hinabgehen. „Halt!“ sagte der Aufseher Streuber, „setzen Sie hin!“ Er beugte sich auf den gefüllten Eimer nieder, nahm einen obenaufliegenden Spahn und begann, in dem Müll nach einem Kassiber zu kratzen.

Karl Strecker.

Bücherliebhaberei.

Wenn wir von Bücherfreunden und Bücherliebhabern reden, so sind wir gemeinhin der Ansicht, daß diese Ausdrücke einander vollständig decken. Das dürfte sich daraus erklären, daß wir Deutschen an wirklichen Bücherliebhabern noch immer Mangel leiden. Der Unterschied zwischen beiden Ausdrücken ist uns daher noch nicht recht zum Bewußtsein gekommen; wir denken nicht daran, daß, wie im Verhältniß der Menschen zu einander, es auch zwischen Menschen und Büchern Beziehungen geben kann und thatsächlich giebt, die jenen Gefühlen weder an Tiefe noch an Leidenschaftlichkeit nachstehen. Der Unterschied zwischen Freund und Liebhaber gilt auch für die Beziehungen zum Buch und zeigt sich äußerlich in ziemlich gleicher Art. Dem Freunde ist der Freund seines inneren Wesens halber werth; das Aeußere, mag es auch zuweilen nicht einmal den bescheidensten Ansprüchen genügen, kümmert ihn wenig; er achtet kaum darauf und jedenfalls sieht er darüber hinweg. Der Liebhaber fordert mehr: er wünscht sich den Gegenstand seiner Liebe außerdem noch schön, er schmückt ihn je nach seinem eigenen guten oder schlechten Geschmack, zart und diskret oder überreich und prahlend.

Deutschland hat mehr Bücherfreunde als Bücherliebhaber. Wir lesen viel, wir kaufen auch viele Bücher — wie sollte sonst wohl der deutsche Buchhandel in seiner Art an der Spitze des Welthandels stehen? —, aber wir geben wenig oder nichts auf ihr Aeußeres. Die schlechten Ausgaben unserer Klassiker und unserer „Kabinetstücke“ genügen uns vollkommen, genügen uns sogar in den pompösen „Original-Pracht-Leinenbänden“, in denen sie gewöhnlich auftreten, und wir behandeln sie entsprechend: wir lesen sie nicht nur, wir zerlesen sie ganz. Die unsäglich schlechte Behandlung mag durch das schnelle Dahinschwinden der zunächst so protzenhaft auftretenden, sich in ihrer Fadenscheinigkeit aber bald enthüllenden Einbände nicht unwesentlich begünstigt werden. Sind erst die dünnen Verbindungen zwischen den Deckeln und dem Buchkörper zerrissen und hängt dieser Körper nur noch an Fädchen, dann ist alle Schonung dahin. Ungezogenes, unfeines Benehmen unseren geistigen Freunden gegenüber ist allgemein. Die Ecken der Blätter umzubiegen, um diese oder jene Stelle anzumerken; nicht saubere Finger beim Umschlagen der Blätter noch feucht zu machen; bei Tisch, beim Trinken, beim Rauchen zu lesen und so dreifach ein Buch zu besudeln; Haarnadeln und Zahnstocher zum Aufschneiden oder als Lesezeichen zu benutzen; Bücher offen gleichsam auf das Gesicht zu legen: das Alles sind mehr oder weniger verbreitete Unarten. Eine einzige genügt schon, ein Buch von Grund aus zu verderben. Aber es sind leider noch nicht alle. Damen benutzen gerade ihre Lieblingsbücher gern als Sammelstätte für allerhand Andenken und treiben sie dadurch mit Gewalt

auseinander: geschenkte Blumen und ganze Sträußchen werden darin gepreßt; und daß deren Saft die Blätter verunstaltet, wird als Etwas hingenommen, das eben so sein muß. Die Reihe solcher Mißhandlungen ließe sich noch unendlich vermehren; sie sind nicht neuen Datums. Schon ehe es überhaupt gedruckte Bücher gab, hat der englische Bischof Richard de Bury in seinem „Philobiblon" vom Jahre 1344 drastisch dagegen geeifert.

Die Franzosen sind ihren Bücherlieblingen gegenüber unendlich viel zartfühlender als wir. Sie verbessern und verschönern ihre Bücher, statt sie zu ruiniren. Der fabrikmäßige Einband, der bei uns fast alleinherrschend ist, spielt in Frankreich eine ganz unbedeutende Rolle. Der Bücherliebhaber läßt seine Bücher nach seinem Geschmack, meistens recht hübsch und oft sehr kostbar, binden. Die Wahl des Einbandes fordert dabei immer etwas eigene Arbeit, Ueberlegen und Erfinden; und das Buch wird seinem Besitzer schon dadurch lieber. Frankreich ist das Land, das von je her die größte Anzahl von Bücherliebhabern besessen hat; und mag auch ihre hauptsächliche Bethätigung in Aeußerlichkeiten zu suchen sein, so können wir sie doch, ohne in ihre Uebertreibungen zu verfallen, uns zum Beispiel nehmen. Freilich steht den Franzosen eine mehrhundertjährige Tradition von Grolier bis in die Gegenwart zur Seite. Unsere Tradition dagegen ist Löschpapier und Pappeinband. Die Könige und Fürsten Frankreichs, Königinnen und Maitressen, hohe Würdenträger in Staat und Kirche und unzählige Privatleute haben darin gewetteifert, Bibliotheken von vollendeter äußerer Schönheit zusammenzubringen. Die Kunst des Bucheinbandes hat nirgends höher gestanden als dort, und wenn auch zuweilen Stillstände in der Entwickelung eingetreten sind: einen Rückschritt hat es nie gegeben, nie einen Verfall. Künstlerisch vollendete Einbände aus allen Zeiten sind erhalten und werden jetzt mit Gold mehr als aufgewogen. Die Namen der Künstler, eines Le Gascon, Clovis-Eve, Padeloup, Derome, Trautz-Bauzonnet bis herab zu Marius Michel, sind berühmt geworden und haben für die bücherliebhabende Welt einen zauberischen Klang; zumal, wenn es sich um ein von ihnen gebundenes Buch handelt, das einer berühmten Bibliothek entstammt und so in seinem Werthe noch durch die ‚provenance" erhöht wird. Manche Bücher verdanken ihre Schätzung mehr diesen beiden Umständen als ihrem Inhalt. Und Das ist natürlich widersinnig. Aber, davon abgesehen: wo haben wir Bücher, die ihres früheren Besitzers wegen gesucht, wo solche, die von einem berühmten deutschen Buchbinder gebunden wären und deshalb von Liebhabern umworben würden?

In dem Lande des Erfinders der Buchdruckerkunst ist das Buchgewerbe, wenn man dabei die äußere Schönheit von Druck und Ausstattung ins Auge faßt, in tiefen Verfall gerathen. Die Franzosen dagegen haben zu allen Zeiten schön gedruckte und schön illustrirte Bücher gehabt und einen ihrer

größten Triumphe in den so unendlich graziösen und eleganten Büchern des vorigen Jahrhunderts gefeiert, die die Moreau, Marillier, Eisen und Andere mit ihren Kupferstichen schmückten. An den Grundlagen hat es auch in Deutschland nicht gefehlt; die ersten Drucke bezeugen es; und die Entwickelung, die uns Buchkünstler wie Holbein, Dürer, Cranach gebracht hat, war eine sehr glückliche. Doch die schweren Zeiten, die Deutschland zu überwinden hatte, Zeiten, die allen Wohlstand untergruben, spülten alle frühen Erfolge wieder fort. Es ist bezeichnend für unseren Verfall und für die Vergessenheit, in die unsere schönsten Druckwerke gerathen waren, daß die erste in Deutschland gedruckte Bibel in der Bibliothek des Kardinals Mazarin gleichsam wieder entdeckt wurde und noch jetzt öfter nach ihm als nach Gutenberg genannt wird. Sie bleibt als erstes größeres zugleich auch eins der vollendetsten Erzeugnisse der Buckdruckerkunst. Wir haben uns mit abgebrauchten Schriften und schlechtem Papier behelfen müssen, und wenn wir — wie am Ende des achtzehnten und am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts — einmal in eine glücklichere Periode eintraten, so ahmten wir nach und brachten selbst da nicht viel Gutes zu Stande. Unter dem Einfluß der Franzosen wurden damals die Bücher mit Kupferstichen geschmückt, doch nur Chodowiecki hat sich einigen Ruhm erworben und die von ihm illustrirten Bücher sind, als Ganzes betrachtet, keineswegs schön. In der Mitte dieses Jahrhunderts schien der Holzschnitt der Buchausstattung zu Hilfe zu kommen; die von Ludwig Richter und Adolf Menzel illustrirten Werke ließen einen allgemeinen Aufschwung erwarten. Aber die vielerlei technischen Verbesserungen des Druckens und der graphischen Künste ließen den Buchdruckern, weil sie sich in jede einzelne neu einarbeiten mußten, keine Zeit, mit den Fortschritten der Technik in der künstlerischen Ausstattung ihrer Druckwerke gleichen Schritt zu halten; und die immer größer werdende Leichtigkeit der Reproduktion verführte dazu, die Bücher mit Bildern, nicht aber mit dekorativem Schmuck zu versehen. Bilder und Text standen für sich allein, „sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief"; und so erklärt sich der Widerwille, den man bald unseren, von allerhand „ersten" Künstlern illustrirten Klassikerausgaben entgegenbrachte. Die Musik schafft für sich allein dastehende große und herrliche Tonwerke, aber sie schmiegt sich auch dem Gesange an und begleitet ihn, — selbständig zwar, aber fein und zart; so muß sich die schmückende Kunst auch dem gedruckten Worte anschmiegen, es begleiten, aber nicht übertönen, ihm nur als Folie dienen, von der es sich um so wirkungvoller abhebt. Die klassischen Beispiele unserer eigenen Buchkunst freilich sind unseren Buchherstellern nicht genügend vor Augen gewesen. Was von alten schönen Drucken und illustrirten Werken vorhanden ist, liegt, nur dem Gelehrten zugänglich, meist in Bibliotheken. Es wäre jetzt, wo wir in eine Renaissance

des Buchgewerbes eintreten, verdienstlich, wenn vor Allem die großen Büchereien permanente Ausstellungen ihrer Cimelien veranstalten und so den Buchdruckern und Künstlern Gelegenheit geben wollten, sich an diesen herrlichen Vorbildern heranzubilden. Die Renaissance ist uns von England gekommen. Das „British Museum" veranstaltet eine solche fortwährende Ausstellung der schönsten Druckwerke. Die Reformatoren der Buchkunst in England, William Morris und Walter Crane, haben sich daran gebildet; in dem Buche Cranes „Of the decorative illustration of books" ist Das auf jeder Seite zu merken. Während in England diese Bewegung, die kaum zehn Jahr alt ist, schon überall Wurzel geschlagen hat und die modernen englischen Bücher sich jetzt durch eine ruhige, vornehme Eleganz vor allen anderen der Welt auszeichnen, sind wir noch in den Stadien der Versuche und gar wunderliches Zeug kommt dabei zu Tage, wenn auch ein ernstes Streben selbst in dem Verfehlten deutlich hervortritt. Wir werden diese Zeit des Stürmens und Drängens aber überwinden und hoffen auf eine würdige nationale Buchkunst.

Wenn dieses Ziel erreicht sein wird, werden die deutschen Bücherfreunde auch zu Bücherliebhabern werden. Die äußerlich schönen Bücher werden ganz von selbst eine liebevollere Behandlung erheischen. Die Besitzer werden ihnen schmucke Kleider geben und die kostbar geschnitzten oder zierlich geschweiften Büchermöbel, zu denen wir früher gelangt sind als zu schönen Büchern, werden sich ihres Inhaltes nicht mehr zu schämen brauchen.

Wilmersdorf. Philipp Rath.

Turnen und Sport.

Die Leibesübungen haben in Deutschland eine vor Kurzem noch ungeahnte Bedeutung gewonnen. Nicht nur wird ihr Werth für die Erziehung der Jugend im weitesten Umfange anerkannt; man gesteht ihnen auch tiefgehenden Einfluß auf Leben, Gesinnung und Gesittung des gesammten Volkes zu. Leibesübungen fördern und erhalten die Gesundheit. Der Gesunde aber denkt und fühlt anders als der Kranke. Der Mann, der sich bei jeder Bewegung seiner Glieder bewußt wird, welche Kraft sie durchströmt, tritt mit einem gewissen Stolz und einer innerlich empfundenen Sicherheit den Wirren und Kämpfen des Lebens gegenüber, denen der Sieche und Matte ängstlich auszuweichen bemüht ist.

In zwei deutlich von einander geschiedenen Formen werden die Leibesübungen in Deutschland betrieben: als Turnen und Sport. Nicht nur theoretisch bestehen zwischen beiden erhebliche Unterschiede, auch praktisch wünschen Sportsleute sowohl als besonders die Turner reinliche Scheidung von einander. Nicht immer ist es die Art der Leibesübungen, die diese Scheidung bewirkt: auch die Turner spielen und rudern und radeln. Häufiger entscheidet die Art des Betriebes. Ein Unterschied wird allgemein anerkannt werden müssen: es sind ver-

schiedene Interessenkreise, auf die sich Turnen und Sport vertheilen; dieser gilt für vornehmer als jenes. Deshalb findet der Sport vor Allem in den höheren Gesellschaftklassen Förderer und Anhänger, während in der Hauptsache aus den niederen der Kern der deutschen Turnerschaft, der großen Vereinigung deutscher Turnvereine, hervorgeht. Noch immer bringt die allgemeine Stimmung „den wackeren Turnersleuten" häufig genug nichts als ein herablassendes Lächeln entgegen. Wo man dem in bunte Farben und sorgfältig nach neuesten Schnitten gekleideten sportsman mit Höflichkeit entgegenkommt, da weicht man dem in grobem Linnen einherschreitenden Turner, den man sich nicht anders als in übel duftenden Schweiß gebadet vorstellen kann, nach Möglichkeit aus. Nun kann ich allenfalls begreifen, warum die sogenannten höheren Gesellschaftkreise dem Turnen den Sport vorzogen; aber daß sie sich früh schon, ehe es noch einen eigentlichen Sport in Deutschland gab, vornehm vom Turnen abwandten, ist mir immer als eine seltsame Laune der Geschichte erschienen. Als der Gedanke zuerst in Deutschland auftauchte, das Turnen als Mittel zur Befreiung des Volkes vom Fremdjoch zu verwenden, da waren Studenten die Hauptträger dieses Gedankens. Und jetzt? Nach einer genauen Statistik im Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele turnten im Sommersemester 1898 in Berlin von den 1882 immatrikulirten Studenten durchschnittlich 145 zweimal wöchentlich je zwei Stunden in akademischen Vereinen; in Erlangen 30 von 1070, in Halle 133 von 1604. Hier und da mögen noch einzelne hinzu kommen, die in nichtakademischen Vereinen turnten; aber daß ihre Zahl nicht groß ist, weiß Jeder, der die Verhältnisse nur oberflächlich kennt. Nur die Vereine des Akademischen Turnerbundes sind es, die unter der Studentenschaft das Turnen eigentlich systematisch betreiben und sich auch der deutschen Turnerschaft angeschlossen haben. Aber sie zählen an allen deutschen Universitäten, zusammen mit 10 anderen akademischen Vereinen, die zur Turnerschaft gehören, kaum 1000 Mitglieder.

Die deutsche Turnerschaft hat ihr Turnen stets als ein hervorragend nationales Wirken angesehen. Mir persönlich ist dieser Gedanke vom historischen Standpunkt aus immer mehr interessant als berechtigt erschienen. Wenn die Hauptbestimmung des Turnens wirklich die wäre, unsere Glieder für einen etwa ausbrechenden Krieg zu stählen und rüstig zu machen, dann wäre es doch gescheiter, in unseren Schulen und Vereinen die Leibesübungen in militärisch unmittelbar brauchbaren Formen zu betreiben. Dann sollte man Wälle bauen lassen und sie stürmen lehren, nicht aber die Glieder an Geräthen wie Reck, Barren und Pferd, den Lieblingsgeräthen deutscher Turner, üben. Wenn man sich aber mit den allgemeineren Erwägungen begnügt, daß unser Turnen dazu beitrage, ein starkes, mannhaftes Geschlecht heranzuziehen zur Ehre des deutschen Namens, so sehe ich nicht ein, warum nicht die Arbeiten deutscher Wissenschaft und deutscher Kunst gerade eben so nationale Bethätigungen sein sollten.

Drei große Entwickelungphasen, scheint mir, hat das Turnen durchgemacht. Zuerst sah man in ihm nur den pädagogischen Werth. Als Erziehungmittel für die Jugend führte Basedow, unmittelbar von Rousseau angeregt, die Gymnastik im Philantropin zu Dessau ein, und Guts Muths legte zuerst die Gestalt der späteren Turnkunst in rohen Umrissen in einem Lehrbuche fest. Dann erst kam Friedrich Ludwig Jahn, der im Druck der Zeitnoth verstand, dem Turnen, dem

er auch den Namen erfunden, eine volksthümlich-nationale Prägung zu verleihen. In den letzten Jahrzehnten endlich begann man, immer kräftiger besonders eine dritte Seite des Turnens herauszuheben und zu würdigen: die humanistische, die ethisch-soziale. Turnen gilt als Volkserziehungmittel, das zu glücklicherer Gestaltung des Menschenlebens beitragen kann. So mögen dem Historiker, der nicht nur geschriebene Satzungen berücksichtigt, sondern mannichfach verstreuten Stimmen lauscht und vielartig unter der Oberfläche des Geschehens verschlungene Fäden zu einem festen Gewebe vereint, die Verhältnisse erscheinen. Aber mag auch diese ethisch-soziale Auffassung vom Wesen des Turnens die jetzt vorherrschende sein, so muß doch anerkannt werden, daß die deutsche Turnerschaft als solche und daß zahlreiche Mitglieder in ihr vorläufig noch an der Auffassung des Turnens festhalten, der Jahn den nationalen Stempel aufdrückte.

Dem gegenüber steht der Sport mit seinen zweifellos internationalen Tendenzen. Seine Wiege ist in England zu suchen. Von da verbreitete er sich über Deutschland und andere Länder, ohne sich irgendwo recht akklimatisiren zu können. Es giebt keinen eigentlich deutschen Sport etwa in dem Sinn, in dem wir von deutschem Turnen sprechen. Man mag lächeln über die altdeutschen Röcke der Turner Jahns und über die grimme Wuth des Alten im Barte wider alle Sprachmengerei; dennoch steckt eine ehrliche Begeisterung in ihr. Und wer mag gegen sein barbarisches Deutsch den Stil der Sportleute eintauschen, in dem es von record, turf, trainers, starten, kantern, Skiff, Skuller oder Junioren wimmelt? Aber trotz dieser Richtung des Sportes, trotz aller nationalen Begeisterung der Turner, verhalten sich gerade die Leute, die sich vornehmlich als Träger des vaterländischen Gedankens fühlen, die Thron- und Altarstützen von Beruf, dem Turnen gegenüber kühl bis ans Herz. Dagegen wächst die Vorliebe für den Sport bis in die Fürstenhäuser hinein von Jahr zu Jahr. Wir hören, daß Fürsten radeln, rudern, Lawn-Tennis und Fußball spielen; daß sie auch turnen, davon verlautet wenig. Wir lesen, daß der erste Vertreter des deutschen Volkes bei allen möglichen Regatten, bald in Mainz, bald in Grünau, anwesend ist, die Wettkämpfe mit Spannung verfolgt und die Sieger persönlich beglückwünscht. An der letzten großen Kaiserregatta in Grünau betheiligten sich, wenn ich recht zählte, etwa 450 Ruderer in 140 Booten; durch die paar Leute wird gewiß bei allem guten Willen keine Steigerung der Volkskraft bewirkt werden können. Aber als zum letzten deutschen Turnfest in Hamburg, gerade eine Woche vor Bismarcks Tode, gegen 30 000 Turner versammelt waren, da kam kein deutscher Fürst, sie zu begrüßen; da versagte selbst die rührige Depeschenpolitik, die große Errungenschaft der neuen Zeit.

Die Begeisterung für den Wassersport ist besonders modern. Berlin zählte im Jahre 1899 36 Rudervereine mit 22 709 Mitgliedern. Von ihnen sind freilich nur 7 908 ausübende Ruderer, die übrigen gelten als unterstützende Mitglieder. Vor zehn Jahren noch gab es in ganz Deutschland nur 198 Rudervereine mit zusammen 13 876 Mitgliedern. Wasser gilt eben neuerdings als Allheilmittel; bei Denen zumal, die, wenn es darauf ankam, es „innerlich" zu nehmen, von je her wasserscheu waren. So will man mit Gewalt, trotz allen gewichtigen und oft wiederholten Bedenken der Pädagogen, das Schülerrudern fördern. Der Kaiser schenkte den berliner Schulen eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes

zum Erwerb eines eigenen Bootshauses. Boote wurden aus Staatsmitteln angeschafft und Preise ausgesetzt. Und wem kommt Das schließlich zu Gut als ein paar reichen Jüngelchen, deren Eltern fähig sind, die vielen und hohen Nebenausgaben, die durch das Rudern entstehen, zu bestreiten, und die auch nicht nöthig haben, ihre Schülerlaufbahn in allzu raschem Tempo zu vollenden? Was gäben Tausende in Berlin darum, wenn ihnen ein anständiger Turn- und Spielplatz zur Verfügung stände! Für die aus Anlaß der Weltausstellung in Paris stattfindenden sportlichen Wettkämpfe hat die Reichsregirung dem Deutschen Sport 10 000 Mark zur Verfügung gestellt. Freilich hat sich das Sportkomitee, dem Prinz Aribert von Anhalt und Prinz zu Salm-Horstmar vorstehen, nachträglich bemüht, auch die deutschen Turner zur Betheiligung in Paris zu veranlassen. Es konnte nur die Antwort erfolgen, daß solche Betheiligung grundsätzlich unmöglich sei, da es sich bei den pariser Wettkämpfen um Erlangung von Werthpreisen handelt. Bitter klagt in seinem Antwortschreiben der allerdings nicht so blaublütige Vorsitzende der Turner, die Regirung scheine sich noch niemals daran erinnert zu haben, daß im Reich seit vierzig Jahren eine deutsche Turnerschaft mit jetzt 6500 Vereinen und rund 650 000 Mitgliedern bestehe.

Das Turnen geht auf allseitig harmonische Körperausbildung. Vom Einzelnen und Leichten beginnend, steigt es zum Zusammengesetzten und Schwierigen auf. Für die Ausbildung jedes einzelnen Muskels und jeder einzelnen Muskelgruppe giebt es bestimmte Uebungen, die zu methodischem Aufbau vereinigt sind. So geht ein liebevoll gepflegter Zug des Sinn- und Planvollen durch das Ganze der Turnkunst, die nicht umsonst eine Kunst heißt. Von solchem tiefen Sinn weiß der Sport nichts. Ihm genügt es, wenn der Uebende überhaupt nur in Bewegung ist. Man vergleiche die Einseitigkeit des Rad- und Rudersports mit dem kunstvollen Bau einer Gruppe von Geräthübungen. Die Turnkunst bevorzugt überall zweckmäßige und ästhetisch schöne Bewegungen. Anders der Sport. Man denke nur an einen der beliebtesten und blödsinnigsten aller Sports: das football-Spiel. Ein gut Stück aller menschlichen Kultur beruht darauf, daß wir gelernt haben, mit den Händen zu greifen, zu halten, zu wirken. Das Fußballspiel aber verbietet, den Ball mit den Händen auch nur zu berühren Die Füße, die durch ähnliche Bewegungen sonst nur zur Abwehr gegen Hunde dienen, sollen den Ball treffen und stoßen. Und treffen sie nicht ihn, so treffen sie dafür vielleicht zufällig ein paar Gliedmaßen der Mitspieler. Dabei haben sie möglichst schnelle Fortbewegung zu vermitteln; und daß dadurch das Spiel nicht ohne die unnatürlichsten und unschönsten Verrenkungen möglich wird, kann man sich leicht vorstellen.

Findet so der Sport nicht seine Zwecke in der Mannichfaltigkeit kunstvoller Bewegungen, so muß er sich neue schaffen; und er sucht sie im Kampf. In ihm allein findet der rechte sportsman Befriedigung. Die einseitigen und in sich einheitlichen Bewegungen der einzelnen Sportzweige lassen sich durch Maß und Zahl mit einander vergleichen. Wie anders die turnerischen Geräthübungen, die sich nur nach mehr oder weniger subjektiven Grundsätzen der Schönheit und der Schwierigkeit werthen lassen. Es giebt nichts Interessanteres als eine Vergleichung der deutschen und der englischen Spiele. Bei allen englischen Spielen handelt es sich allein um Sieg oder Niederlage der Spieler. Jeder hat mit

ganzer Kraft danach zu streben, dem Gegner den Sieg unmöglich zu machen, und Höhe der Punktzahl und Dauer des Kampfes bestimmen genau den Werth dieses Sieges. Ich weiß kein einziges deutsches Spiel, für das Aehnliches gälte. Vielmehr erfordert die eigenthümliche Gestaltung der deutschen Spiele, daß die Spieler vor Allem für ein möglichst vollkommenes Spiel, erst in zweiter Linie für den Sieg spielen. Beim englischen Spiel kann es nur guten Spielern möglich sein, die Gegner am Siegen zu hindern. Beim deutschen Barlauf oder Schlagball kann jede Partei durch schlechtes Laufen und schlechtes Schlagen der anderen den Sieg unmöglich machen, aber sie macht damit auch ein anregendes Spiel unmöglich. So giebt es für die deutschen Spiele nirgends eine genaue Werthung nach Zahlen. Es steckt ein Stück Völkerpsychologie in dieser Vergleichung.

Der Kampf ist es, der dem Sport sein eigentliches Gepräge gab. Die Lust am Sieg führte zur Gewinnsucht, diese zur Uebertreibung der Sportübungen. Man setzte für die Sieger Werthpreise aus und züchtete dadurch Berufssportleute heran. Die Wettkämpfe sind öffentlich und reichlich strömt die schauluſtige Menge herbei. Es war eine faule Zeit, als die Circenses in höchster Blüthe standen.

Ernst und still steht deutsches Turnen neben dem geräusch- und glanzvollen Sport. Der Werth turnerischer Uebungen, deren höchste bei Festen mit einem schmucklosen Eichenkranze belohnt werden, will empfunden — fast möchte ich sagen: innerlich genossen — werden, während die Ergebnisse des Sportes viel einfacher und roher und dabei sicherer durch die bloßen Sinne erfaßt werden. Für das bequeme Denken liegt ein so unbeschreiblicher Reiz in der Zahl. Nur was nach Maß und Zahl bekannt ist, scheint Vielen ein wahrhaft Bekanntes; und durch das Wissen von Maß und Zahl glauben sich Viele der Mühe überhoben, nach anderen, minder offenbaren Fäden und Beziehungen zu forschen.

Ob es solche Reize sind: Bequemlichkeit in der Bildung des Urtheils und dazu festlich rauschender Glanz und bunt lockende Farben, die dem Sport im Lande der Denker so viele Freunde in allen Kreisen, namentlich aber in den „höchsten", verschafft haben? Wir leben ja in einer Zeit, da man sich mit der Erfindung von Gelegenheitfesten abmüht. Bald feiert man die Jubiläen der Thaten vergangener Zeiten aus Mangel an eigenen; bald baut man den unschuldigsten Fürsten Triumphbögen aus Holz, Leinwand, ein paar Töpfen mit Farben und viel Sand; und recht häufig erlebt man Momente von welthistorischer Bedeutung. Sollte zu dieser Richtung der Zeit nicht auch die Vorliebe für Sportwettkämpfe und Sportfeste passen? Ich bezweifle gar nicht, daß der Sport viel Gutes wirkt. Er verschafft gesunde und reichliche Bewegung und hilft so mit, ein gesünderes Geschlecht heranzuziehen. Nur behaupte ich, daß er dem deutschen Turnen an innerem Werthe weit nachsteht.

Wie hieß es von der diesjährigen Kaiserregatta in Grünau im Juni des Jahres? „S. M. erschien am Start und lächelte freundlich und huldvoll, als ihm die begeisterten Mannschaften ein dreifaches Hipp Hipp Hurra! ausbrachten." Außerordentlich geschmackvoll, dieses Hipp Hipp, das seinen Weg schon bis zu hochoffiziellen Diners gefunden hat. Da lobe ich mir doch das herzliche Gut Heil der großen deutschen Turnerei.

Ohrdruf. Dr. Edmund Neuendorff.

Der neue Bürgermeister.

„Denn ich bin ja der Oberbürgermeister, bin der Tyrann von Mottenburg“: an diesen mottenburger Possensang aus des seligen Kalisch Zeiten gemahnte, freilich recht unabsichtlich, der neue berliner Bürgermeister Herr Brinkmann. Er begnügte sich bei der Einführung in sein Amt nicht mit dem einfachen Gelöbniß, Treue um Treue zu halten, sondern stellte nach berühmtem Muster ein Programm auf, und zwar eins, dessen Durchführung vollständig außerhalb seines Machtbereiches liegt. Er will — so gelobte er mit heiligem Ernst in weihevoller Stunde — der Kommune als Eigenthümerin des Bodens der Straßen Berlins die Herrschaft im Straßenbahnwesen erobern. Herr Brinkmann wird hoffentlich viele Jahrzehnte als Zierde des berliner Magistrats thronen. Er wird aber — nach menschlichem Ermessen — darauf verzichten müssen, den Erfolg seines Strebens nach Verstadtlichung der berliner Straßenbahnen zu erleben. Es giebt bescheidene Geister nach Art des horazischen Landmannes, der für seine Enkel Bäume pflanzt. Die Tugenden dieser Braven schmücken aber just Herrn Brinkmann nicht; ja, er würde es sich höflichst verbitten, der Gattung minder anspruchsvoller Lebewesen beigezählt zu werden, — und mit Recht; denn in Königsberg, seiner bisherigen Wirkungstätte, hatte er sich die höchsten Aufgaben gestellt und sie mit Fleiß und Geschicklichkeit bewältigt. Das darf ihn aber nicht verleiten, sich als Herrn über gewaltiges privates Eigenthum in Berlin aufzuspielen; Tyrannengelüste gedeihen hier nicht. Die Konzessionen der Großen Berliner Straßenbahn reichen noch bis über die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts hinaus. Seit der frühere Ministerialdirektor aus dem Reich des Herrn von Thielen und einstige Dezernent für das Straßenbahnwesen Dr. Micke die leitende Stellung in dem Privatunternehmen erlangt hat, bleibt es von jeglicher obrigkeitlichen Chicane frei; solche Wunder wirkt eine richtige Stellenbesetzung. Da ein Menschenleben immerhin nur begrenzt ist, so beeilte sich Herr Dr. Micke gleich zu Anfang seiner Amtsthätigkeit, die Betriebsgenehmigung der Großen Berliner Straßenbahn noch etwa neun Jahre vor dem Ablauf zu verlängern, trotz allem Lamento der Stadtverwaltung, die schon lange nach dem Ruhm geizt, in ihren Straßen selbst den Fuhrherrn zu spielen.

Böse Beispiele verderben gute Sitten. Eine Kommune nach der anderen ist es müde geworden, die Klagen der Einwohnerschaft über uncoulante Straßenbahngesellschaften anhören und beschwichtigen zu müssen, und giebt daher dem Drängen Derer nach, die das Kind mit dem Bade ausschütten und Privatunternehmern überhaupt das Recht versagt wissen wollen, Schienenwege innerhalb der Städte zu legen und hier die Personenbeförderung zu betreiben. Diese Tendenz ist erklärlich und löblich, aber ihre Ueberführung in die Praxis wäre unklug, — es sei denn, daß die Straßen einer Stadt überhaupt noch in schlohweißer Unschuld glänzen und noch keinem Privatunternehmer Gelegenheit geboten haben, sie mit Schienen zu belegen. Für Berlin ist Herr Brinkmann jedenfalls zu spät aufgestanden. Nicht nur beherrscht die Stadtbahn mit ihren Dampfzügen und die Straßenbahnen mit ihren elektrischen Wagen den Personenfahrverkehr: auch an einer neuen Hoch- und Untergrundbahn wird rüstig geschafft, die in wenigen Jahren betriebsfähig sein soll. Selbst die Charlottenburger Straßenbahn, deren

Verwaltung mit der Großen Berliner Straßenbahn in Personalunion getreten ist, hat sich die Straßen der Stadt Berlin erobert und auch die kleineren Vorortbahnen machen es sich in deren Gebiet bequem. Vergebens wird angesichts des ausgebreiteten Straßenbahnnetzes Herr Brinkmann nach einem Plätzchen ausspähen, wo sich ein Herrschaftgelüsten bethätigen könnte. Fast die ganze Erde ist bereits vergeben; und nur da darf sich die Stadtgemeinde mit einer eigenen Straßenbahnanlage etabliren, wo das Terrain der Privatgesellschaft keinen Gewinngenuß verheißt. Trotz dem Drängen der Bewohner sogenannter äußerer und neuer Stadttheile wartet die Straßenbahngesellschaft mit der Ausnutzung ihrer Konzessionen geduldig bis zu dem Zeitpunkt, wo eine Erfolg versprechende Besiedelung neu erschlossener Gegenden eingetreten ist und der Betrieb sich lohnt. Nur die magersten Weidenflächen, die das Rind meidet, bleiben der Schaafheerde. Mit dem Kommunalvermögen darf nun aber nicht so leichtsinnig geschaltet werden, daß es — nur um den Gelüsten eines neuen Bürgermeisters oder dem blinden Eifer einer nörgelsüchtigen Bevölkerung zu fröhnen — zur Herstellung unrentabler Bauwerke benutzt wird. Der Boden ist eben abgegrast. Nur wenn die berliner Straßenbahngesellschaften so thöricht wären, freiwillig und vorzeitig ihre Rechte an die Stadtgemeinde abzutreten, dürfte sich die Kommune Berlin mit der Hoffnung schmeicheln, bald in den Besitz der Herrschaft über ihre Straßen zu gelangen. Nachdem aber eine Unzahl schwieriger Projekte ausgearbeitet und unter Mühsal und Opfern durchgeführt ist, auch die Kinderkrankheiten, die fast nur neue Noth brachten, glücklich überwunden sind, würde eine Privatgesellschaft recht thöricht sein müssen, wollte sie sich ihres kostbaren Besitzstandes gerade in der Zeit, da er ihr die schönsten Früchte bringen soll, leichten Sinns — aus Gefälligkeit gegen einen neuen Bürgermeister — wieder entäußern.

Welcher Segen könnte aber der Stadtgemeinde aus der Gewalt über ein eigenes Straßenbahnnetz entsprießen? Die Beweglichkeit eines Privatbetriebes würde sie vermissen; sie müßte theurer wirthschaften und könnte den Wünschen der Bevölkerung noch weniger leicht zugänglich sein; die Klagen über Mangel an Entgegenkommen gegenüber den Forderungen des öffentlichen Wohls würden noch lauter werden, müßten aber ungehört verhallen, weil die Kommune als Monopolinhaberin von privaten Konkurrenten befehdet werden könnte, sich also nur leeren Drohungen gegenübersehen würde. Im Uebrigen hat die Herrschaft der Stadt an ihren Grenzen auch ihr Ende. Denn jenseits des Striches würde entweder ein Privatunternehmen oder eine andere Gemeinde-Straßenbahn die Herrschaft innehaben, — und zwar auch sie natürlich wieder mit dem Vorbehalt, daß sie allein in ihrem Hause und auf ihren Straßen Herrin sein wolle.

So weit halten wir nun überhaupt noch nicht. Noch weht das Banner der Großen Berliner Straßenbahn. Sie hat die fettesten Pfründen eingeheimst; sie befriedigt die Hauptverkehrsbedürfnisse und hat die wichtigsten Konzessionen in der Tasche. Selbst der Versuch der Kommune, Konkurrenzstrecken einzurichten, wäre vergeblich. Denn Vorschriften der Polizeibehörde verbieten ein solches Verfahren. Dieses Verbot läßt sich freilich durch einige Beweglichkeit umgehen; denn es wird fast immer schwer halten, den Wettbewerbscharakter von Straßenbahnlinien festzustellen; ließe sich doch behaupten, daß die Große Berliner Straßenbahn sich selbst vielfach Konkurrenz macht. Sobald die Kommune

ein eigenes Straßenbahnnetz ausgebaut hätte, könnte sie immerhin durch billigere Preise einen Theil des Verkehrs der anderen Bahnen auf sich lenken. Doch würde ihr ein solches Gebahren wieder durch die Rücksicht auf die Steuerzahler verboten werden, denn die würden kein Schleuderunternehmen besitzen wollen, das nicht einmal so viel verdient, wie es verbraucht. Die Billigkeit des Zehnpfennigtarifes, der in Berlin innerhalb weniger Monate durchgeführt sein soll, läßt sich auch kaum mehr unterbieten; und bei Einführung eines Fünfpfennigtarifes fürchten die Unternehmer, nicht mehr auf ihre Kosten zu kommen. Wo aber eine alteingesessene und sparsame Privatverwaltung nicht bestehen kann, blüht einem neugeschaffenen Kommunalbetrieb noch viel weniger ein Erfolg. Jetzt hingegen hat die berliner Stadtverwaltung alle Ursache, mit den finanziellen Leistungen der Privatunternehmer, mit Summen, die ihr ohne jegliche Bemühung als sicherste Einnahme zufließen, zufrieden zu sein. Außer der für die Benutzung des städtischen Bodens zu entrichtenden, sich nach der Höhe des Reingewinnes regelnden Abgabe tragen die Privatgesellschaften auch zur Straßenpflasterung ein Erkleckliches bei. Dieser sichere Zufluß müßte eintrocknen, wenn ihm die Lebenskraft unterbunden würde. Dagegen bürdete sich die städtische Verwaltung durch einen eigenen Straßenbahnbetrieb eine schwere Last auf, die über den Rahmen städtischer Pflichten weit hinausragen würde. Nach der Verstadtlichung müßten, obwohl die Uniformirung der Bevölkerung ohnehin schon allzu weit vorgeschritten ist, neue Beamtenheere geschaffen werden und das für den Dienst der öffentlichen Wohlfahrt bestimmte Organ würde von der Cliquenwirthschaft hin- und hergezerrt werden, die sich in einer kommunalen Körperschaft kaum vermeiden läßt.

Anders als in Berlin liegen die Verhältnisse in Königsberg, wo die städtische Straßenbahnpolitik sich entfalten konnte, bevor noch eine konkurrirende Privatgesellschaft die führende Rolle im Straßenbahnwesen übernommen hatte. Die Königsberger Pferdeeisenbahn-Gesellschaft war so unverantwortlich leichtsinnig, sich, da es in der Stadt Kants an Uebersicht und Unternehmungluft fehlte, eine berliner Verwaltung aufzuhalsen, der natürlich jedes Interesse an dem Unternehmen fremd blieb und die ihren Zweck erreicht hatte, als sie zu einer Unterbilanz gelangt war, die jetzt die Aktionäre zu einer Zuzahlung von Baarmitteln verpflichtet. Dabei kann in der altmodisch gebauten Stadt Königsberg mit ihren bevölkerten Vergnügungvororten eine Straßenbahn glänzend vorwärtskommen. Einen langwierigen Prozeß hat das Reichsgericht dahin entschieden, daß die Königsberger Pferdeeisenbahn-Gesellschaft der Stadgemeinde in deren Straßen die Herrschaft räumen muß. Der königsberger Landtagsabgeordnete Dr. Krieger ist die geignete Persönlichkeit, um das seiner Leitung anvertraute dortige Straßenbahnwesen zu kräftigem Gedeihen zu führen. Sein Freund Brinkmann wird aber gut daran thun, den Maßstab seiner Auffassung den veränderten berliner Verhältnissen anzupassen. Gewiß: die Große Berliner Straßenbahn bietet uns keinen Musterbetrieb; sie beleidigt die Ohren, läßt die Fahrgäste frieren, haßt die Abonnenten und terrorisirt die Angestellten. Und dennoch: „Mir welle bleiwe, was mer sin." Herr Brinkmann bezähme seine Herrscherwünsche, denen die oft geschmähte „solide Grundlage" fehlt, und behüte uns vor einer kommunalen Herrschaft im Straßenbahnbetriebe; denn ich fürchte, wir würden dann, statt mit Nesseln, mit Skorpionen gepeitscht werden. Lynkeus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.